Ph.
°660

Immanuel Kant's

Anweiſung

zur

Menſchen- und Weltkenntniß.

Herausgegeben

von

Fr. Chr. Starke.

Neue Ausgabe.

Quedlinburg und Leipzig 1838.
Verlag der Ernſt'ſchen Buchhandlung.

Phil. o

BIBLIOTHECA
[illegible]
[illegible]NSIS.

Vorrede.

Die Philoſophie iſt Kenntniß der menſchlichen Natur nach Grundſätzen und ſtützt ſich theils auf Erfahrungen, theils auf das, was alle Erfahrung möglich macht. In unſern Tagen wird dieſe Wiſſenſchaft mehr als je vernachläſſigt, ob ſie gleich nie nothwendiger war, weil nur ſie der Schwärmerei und dem Myſticismus in der Religion, dem Ueberſchreiten der Grenzen alles menſchlichen Erkennens beim Erforſchen der Natur und des Menſchen, der Geſetzloſigkeit und der Zwingherrſchaft in der Politik vorbeugt. Sie giebt Stärke dem Gemüthe, Muth dem Geiſte und Selbſtſtändigkeit dem Charakter. Sie lehrt den Menſchen ſeine Thätigkeiten, deren Geſetze und Regeln, ihre Abweichungen und Verirrungen kennen, und ſichert uns einen Führer in der moraliſchen, intellektuellen und phyſiſchen Welt. Sie prägt Ordnung im Nachforſchen ein, zeigt den Weg zur Wahrheit und zum Rechte und verſcheucht den Aberglauben, wie den Unglauben.

Gründliche Menſchenkenntniß muß von der Philoſophie ausgehen, weil dieſe die Grundlage aller Selbſterkenntniß und alles Verſtehens Anderer iſt. Denn wer in ſeinem eignen Innern einheimiſch iſt und ſich nach allen Richtungen und in allen Verhältniſſen verſteht, der erhält dadurch einen Schlüſſel zum Verſtändniſſe Anderer. Er begreift, was ſie ſind, ahndet, was ſie wollen und kann ſie ſeinen Abſichten dienſtbar machen. Mit der Menſchenkenntniß iſt die Weltkenntniß genau verbunden; man durchſchauet die Lage der Dinge und das Thun und Treiben einzelner Menſchen und ganzer Völker, erräth ihre Zwecke und weiß, wohin ſie wollen, wie er ſie gewinnt und wie er ſich glücklich durch alle Gefahren und Mühſeligkeiten hindurch windet.

Nie war vielleicht Menſchen- und Weltkenntniß nothwendiger als in unſern Tagen, wo Meinungen und Geſinnungen gewonnen ſeyn wollen, wenn man etwas ausrichten will. Die Triebfedern, durch welche man ſonſt Menſchen in Bewegung ſetzte, ſind abgeſtumpft; Furcht leitet nur wenig die Menſchen mehr; ſie verlangen Gründe, um ſich eine Ueberzeugung von der Nützlichkeit und Rechtlichkeit deſſen zu verſchaffen, was man von ihnen

fordert. Und wie will man Ueberzeugung bewirken, wenn man nicht ſolche Gründe anführt, welche die Sache, die es gilt, betreffen, und welche Kopf und Herz befriedigen? Wie will man Andere führen, wenn man nicht die ſie beherrſchenden Triebfedern und Maximen kennt, mit ihren Meinungen bekannt iſt, ihre Abſichten durchſchauet und ihren Willen, wie ihren Verſtand, zu behandeln verſteht? Wie will man ſich Unterſtützung von Andern verſchaffen, wenn man nicht entweder ihre Begeiſterung für eine große Sache zu erregen, oder ihre Einſichten für die Nützlichkeit eines Entwurfs aufzuklären weiß?

Wie lernt man nun ſich und Andere kennen? Durch beſonnenes Beobachten, durch ruhiges Nachdenken und durch eine Verbindung alles Wahrgenommenen zur Einheit im Bewußtſeyn erreicht man dieſes Ziel, allein was ſoll man beobachten? Alles, was in unſerm Innern vorgeht und was mit uns äußerlich in Verhältniſſen ſteht und auf unſer Gemüth einwirkt, macht den Inhalt der Selbſterkenntniß aus. Das Denken und Erkennen, das Empfinden und Fühlen, das Begehren und Wollen ſind die Grundlage, von der alle Kenntniß ſeiner Selbſt ausgehen muß. Die Wechſelwirkungen die-

ſer Erſcheinungen, ihre Veränderungen und Beſtimmungen, ihre Stärke und Schwäche, ihre Abweichungen und Verirrungen, ihr geſunder und kranker Zuſtand geben dem Forſcher Stoff, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen und ſich immer genauer kennen zu lernen.

Die Selbſtkenntniß iſt der Weg zur Kenntniß Anderer. Was man an ihnen bemerkt, das hält man an die Erfahrungen in ſich und klärt es durch ſeinen Verſtand auf. Jedoch darf man kein Merkmal der Erſcheinungen, welche man an Andern beobachtet, überſehen, ſondern alles vollſtändig auffaſſen, weil man ſonſt den Andern nicht richtig beurtheilt und ihm Maximen oder Zwecke uuterſchiebt, welche er nicht hat. Wer alſo ſich nicht kennt, der verſteht Andere nicht; wer nicht in ſeinem Innern zu Hauſe iſt, dem bleiben Andere unverſtändlich und fremd. Man lerne daher ſich ſelbſt genau kennen und man wird Andere verſtehen und ihr Thun und Treiben durchſchauen. Mit Recht ſagt Kant in einer ungedruckten Schrift: „die Kenntniß des Menſchen überhaupt iſt ſchwer; die beſondere Kenntniß eines andern Menſchen iſt ſchon leichter und am leichteſten iſt die Selbſtkenntniß; denn mich ſelbſt kann ich mir nicht verbergen und folglich fal-

len hier alle Decken weg, welche uns andere Menſchen vorhängen.“

Wir liefern hier eine Schrift, welche Kant's Vorleſungen über pragmatiſche Anthropologie im Winterhalbjahre von 1790 — 1791 enthält, die von 8 bis 10 Uhr Vormittags gehalten wurden, den 13. Octbr. 1790 anfingen und ſich den 23. März 1791 endigten. Da die Handſchrift, welche wir hier zum Grunde legen, faſt nichts enthält, als was uns ſelbſt und andere Menſchen genauer kennen lehrt, ſo haben wir dem Buche den Titel einer Anweiſung zur Menſchen- und Weltkenntniß gegeben. Tief ſind die Blicke Kant's in die Menſchennatur und geſchickt und kräftig fördert er die Ausbeute ſeiner Beobachtungen und Forſchungen zu Tage. Reichen Stoff zum Nachdenken geben ſeine Bemerkungen und wenn auch nicht alle ganz richtig ſind, ſo heben ſie doch immer eine Seite der Menſchen und der Dinge heraus, deren Kenntniß jederzeit von Wichtigkeit iſt. In kurzen Sätzen drückt er oft die Eroberungen weitläufiger Unterſuchungen aus und man wird nicht leicht müde, den Gedanken des ſo ſcharfſinnigen und trefflichen Beobachters zu folgen. Bisweilen ſtimmen die Bemerkungen, die wir hier von Kant liefern, wörtlich mit denjenigen überein, welche

ſchon in ſeiner Anthropologie enthalten ſind, ein andermal nicht; bald weicht der Gedanke ab, bald nimmt er eine andere Richtung und hebt eine Seite der menſchlichen Natur heraus, welche bisher noch nicht ſo bekannt war. In kurzem erſcheint auch in derſelben Verlagshandlung Kant's philoſophiſche Anthropologie nach einer Handſchrift, welche dieſen Gegenſtand ſehr ausführlich behandelt und ſelbſt den Abſchnitt von der intellectuellen Luſt und Unluſt enthält, der in Kant's Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht, 2te verbeſſerte Auflage 1800, fehlt, weil er auf der Poſt zwiſchen Königsberg und Jena, wo das Buch gedruckt wurde, verloren gegangen war. Vieles aus Kant's Vorleſungen über Anthropologie, Moral u. ſ. w. hat der berühmte Hippel in ſeinen Schriften benutzt und faſt alles, was dieſer Treffliches und Kräftiges über den Menſchen und ſeine Verhältniſſe gedacht und geſagt hat, findet man geſammelt in der Schrift: Taſchenbuch für Menſchenkenntniß und Menſchenbeſſerung. Auch zum Gebrauche für Stammbücher. Mit einer Abhandlung über Menſchenkenntniß. Herausgegeben von D. Heinichen. Leipz. 1827 (10 Gr.)

K. den 10. Oct. 1830.

Inhaltsverzeichniß.

Menſchen- und Weltkenntniß S. 1
Von der Sinnlichkeit und dem Verſtande S. 6
Vom innern oder ſubjectiven Sinne S. 9
Einbildungskraft, Witz und Urtheilskraft S. 11
Gedächtniß S. 15
Dichtkunſt und Beredſamkeit S. 18
Träumen S. 21
Allgemeine Betrachtungen über die Gemüthskrankheiten S. 26
Vom Gebrauche der Erkenntniß S. 28
Genie und Geſchmack S. 30
Das Gefühl der Luſt und Unluſt, oder das Gefühls- und Empfindungsvermögen S. 33
Das Begehrungsvermögen S. 41
Charakteriſtik des Menſchen S. 53
Temperamente S. 54
Der Charakter S. 58
Mann und Frau S. 65

Bemerkungen über den Menſchen und ſeine Verhältniſſe, ſeine Natur und ihre Aeußerungen S. 75
Der Volkscharakter S. 110
Charakter des Menſchengeſchlechts und die Aufgabe, welche daſſelbe auf dieſer Erde zu löſen hat S. 120.

Immanuel Kant's
Anleitung zur Menſchen- und Weltkenntniß.

Das Leben des Menſchen hat zwei Abtheilungen; in der erſten muß man ſich Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erwerben, und dieſelben in der andern anwenden und anbringen; denn wir lernen nicht allein für uns, ſondern für die Welt; daher kann auch unſre Kenntniß in Schulkenntniß (welche uns Sachen kennen lehrt) und in Weltkenntniß (d. h. Menſchenkenntniß) eingetheilt werden.

Welt haben, heißt die Angemeſſenheit zum Umgange nach Geſchmack. Die Welt kennen iſt freilich leichter als Welt haben. Ein Pedant hat Schulkenntniſſe, auch wohl Weltkenntniß, aber nie Welt. Pedanterie wäre alſo die Unangemeſſenheit im Geſchmack des Umganges.

Weltkenntniß ſetzt allemal Schulkenntniß und die Geſchicklichkeit dieſelbe anzuwenden voraus.

Anthropologie, die nicht allein Schulkenntniß, ſondern auch Weltkenntniß ſeyn ſoll, kann ſcholaſtiſch und pragmatiſch abgehandelt werden. Scholaſtiſch abgehandelt zeigt Anthropologie, was der Menſch iſt, pragmatiſch hingegen, wie man den Menſchen zu unſern Abſichten brauchen kann. Daher beſteht unſre Klugheit in der Geſchicklichkeit, die Menſchen auf eine gute Art zu unſern Abſichten zu gebrauchen.

Der Menſch, welcher gebildet wird, wird durch Schulkenntniß cultivirt, durch Umgang mit Andern civiliſirt, und durch Vereinigung beider eben genannter Stücke moraliſirt.

Die Kenntniß des Menſchen wird hauptſächlich dadurch erſchwert, daß der Menſch, wenn die Triebfedern in Bewegung ſind, weder ſich ſelbſt beobachten, noch Beobachtungen über Dinge außer ſich anſtellen kann. Noch viel weniger laſſen ſich mit dem Menſchen Experimente machen; denn man würde, wenn man z. B. die Einbildungskraft auf den höchſtmöglichſten Grad zu bringen verſuchen wollte, die größten Zerrüttungen im Verſtande dadurch bewirken. Außerdem wird die Kenntniß des Menſchen beſonders durch Diſſimuliren oder Zurückhalten und durch Simuliren oder etwas Vorgeben, was nicht da iſt, erſchwert.

Die ganze Menſchheit aber kennen zu lernen, iſt noch ſchwerer, weil wir zwar Menſchen mit Menſchen, aber nicht das ganze Menſchengeſchlecht mit andern möglichen vernünftigen Weſen vergleichen können.

Reiſen können nicht Menſchenkenntniß bewirken, ſondern blos dazu dienen, die Menſchen, welche man ſchon kennt, mit andern zu vergleichen. Die vorzüglichſten Quellen der Menſchenkenntniß ſind: 1) der Umgang mit Andern. 2) Schauſpiele. 5) Romane. 4) Geſichter und 5) Geſchichte.

Ich, im Umgange gebraucht, zeigt den Vorzug an, den man ſich vor andern giebt (Egoismus.)

Egoismus, 1) metaphyſiſcher, wenn man annimmt, daß außer uns keine andre Weſen ſind.
2) moraliſcher, wenn man ſich in Anſehung des Eigendünkels Andern vorzieht und von ſich allein gut urtheilt; Eigenliebe des Wohlwollens an ſich ſelbſt, So-

lœcismus. Eigenliebe des Wohlgefallens, Philavtie.

5) Des Umgangs, wenn man da beſtändig von ſich ſelbſt ſpricht.

Der berühmte Pascal wirft das von ſich ſelbſt Sprechen Montaigne (ſ. d. Verſuche, überſ. v. Bode 1 — 7. B) vor, aber mit Unrecht; denn da Montaigne ſich ſelbſt beobachtete, ſo mußte er auch von ſich ſelbſt ſprechen.

Sich ſelbſt beobachten, iſt kein natürlicher, ſondern ein erzwungener Zuſtand (man genirt ſich oder man affectirt). Daher iſt es immer beſſer, ſich manchmal zu zerſtreuen und mit Gegenſtänden außer ſich zu beſchäftigen.

Affectiren heißt in der Meinung ſtehen, man zeige ſich Andern vortheilhaft.

Die pragmatiſche Anthropologie wird eingetheilt in die Elementar- und in die Methodenlehre.

Erſtere enthält die Principien: 1) des Erkenntnißvermögens und 2) des Gefühls der Luſt und Unluſt. Die Andere zeigt den Charakter des Menſchen.

Das unterſcheidende Merkmal des Menſchen von andern Geſchöpfen iſt das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt und ſeiner Exiſtenz; denn der Menſch kann ſich ſelbſt zum Gegenſtande der Vorſtellung machen, was kein Thier kann. Kinder können ſich noch nicht ſelbſt zum Gegenſtand ihrer Betrachtung machen. Das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt ſchließt auch das Bewußtſeyn ſeines Zuſtandes und ſeiner Gedanken in ſich. Wenn wir glauben im Zuſtande klarer Vorſtellungen zu ſeyn, ſo iſt die Menge der dunkeln Vorſtellungen immer noch ſehr groß. Dunkle Vorſtellungen ſpielen oft mit uns, ohne daß wir gewahr werden, wie dieſes zugehe.

Ein Scrupel heißt das Hinderniß des Fürwahrhaltens deſſen, was man nicht klar machen kann. Ein Zweifel hingegen iſt ein ſubjectives Hinderniß, etwas für wahr zu halten. Nur durch Klarmachung und Auseinanderſetzung der Hinderniſſe und Vorurtheile, wozu tiefe Einſichten erforderlich ſind, kann ein Scrupel gehoben werden. Was Scrupel war, kann in der Folge ein wohlgegründeter Einwurf oder Zweifel werden.

Unſere Thätigkeit iſt in der Dunkelheit unſrer Gedanken am größten. Dunkle unvorſetzliche Vorſtellungen ſind z. B. die Furcht vor dem Tode, welche daraus entſteht, daß man glaubt, man ſey ſich des Zuſtandes nach ſeinem Tode bewußt.

Wir handeln und wohl beinahe immer nach dunkeln Vorſtellungen, z. B. wir laſſen jemanden, den wir ehren wollen, uns zur rechten Seite gehen. Dieſe Gewohnheit mag wohl daher kommen, daß die rechte Hand die thätigſte iſt, daß man ſie gleichſam dadurch, daß man ihn zur rechten Hand gehen läßt, außer Thätigkeit ſetzt und ihm dadurch ſeine Hochachtung bezeugt.

Oft ſpielen wir vorſetzlich mit dunkeln Vorſtellungen. So haben z. B. Dichter oft ihren ganzen Witz angeſtrengt, um auf eine gute Art, ohne ungeſchliffen zu ſeyn, von den Geſchlechtsneigungen zu ſprechen. Schaam iſt Furcht vor der Verachtung Anderer. Oft wird das Dunkle geſucht, um uns ſelbſt oder auch um Andere zu hintergehen; denn was wir im Dunkeln nicht ganz vollkommen ſehen, mahlt unſre Einbildungskraft vollends aus.

Bei der Erkenntniß muß man nicht nach ihrer Nützlichkeit fragen; denn ſie hat ihren innern Werth. Käſtner ſagt: quaerit Illyrus, quod non re-

„ ſpondet Homerus. Denn der Nutzen einer Sache läßt ſich nicht immer ſogleich vorausſehen. Erkenntniß ohne Wahrheit iſt keine Erkenntniß.

Ob nun gleich Wahrheit die größte Vollkommenheit des menſchlichen Verſtandes iſt, ſo gefallen doch Erdichtungen gemeinhin immer noch beſſer. Zwar kann man auch durch Erdichtungen zur Wahrheit gelangen.

Iſt es Pflicht, jedem ſeinen Wahn und ſeine Vorurtheile zu benehmen oder ſie anzugreifen und iſt es vortheilhaft, dem Publiko manchen Wahn und neue Irrthümer bekannt zu machen?

Unter den Urtheilen und Meinungen giebt es Paradoxa, d. h. mit Verſtande gewagte Urtheile; ſie können aber oft nur in Anſehung anderer Menſchen paradox ſeyn und nicht in Anſehung deſſen, der ſie gewagt hat. Paradoxe Urtheile ſind Winke zu neuen Einſichten. Paradoxa verdienen, daß man ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſie verwendet, weil ſie nichts Alltägliches enthalten.

Da man allen vorgefaßten Meinungen blindlings zu folgen gewohnt iſt, ſo iſt die Gefahr dabei nicht kleiner als bei den Paradoxen. Ein paradoxer Kopf ſieht alle Gegenſtände in einem andern Lichte, und dieß ſind wahrlich nicht gemeine Köpfe. Manche Männer, welche ſchon längſt von einer Wahrheit gänzlich überzeugt waren, ſcheuten ſich doch noch, ſo tief hatten Vorurtheile Wurzel geſchlagen, ſie bekannt zu machen, weil ſie glaubten, man würde ſie darüber ausſpotten.

Der eine Probirſtein der Wahrheit liegt in uns, der andere außer uns, d. i. der Beifall Anderer. Um zu wiſſen, was nach ſubjectiven Urſachen den Beifall verdiene, gehören noch objective Urſachen dazu, um den Beifall Anderer zu verdienen.

Man muß alſo ſeine Urtheile öffentlich bekannt machen dürfen, um erfahren zu können, ob Andere ih-

nen ihren Beifall geben oder ob ſie ihnen denſelben verſagen.

Von der Sinnlichkeit und dem Verſtande.

1) Giebt man den Sinnen ſchuld, daß die Erkenntniß durch ſie verwirrt würde.

2) Können nicht die Sinne, ſondern nur der Verſtand das Wahre beſtimmen. Die Sinne können aber nie trügen; denn ſie können gar nicht urtheilen, viel weniger alſo richtig urtheilen.

3) Kann der Verſtand durch die Sinne gehindert werden, eine Sache deutlich einzuſehen. Angenommen, es finde eine ſolche Verwirrung im Verſtande ſtatt, wie denn das ſehr oft der Fall iſt, ſo kann man dies doch nie den Sinnen beimeſſen, ſondern allein dem Verſtande, der zu viele Merkmale aushebt, um ſie deutlich zu machen; daraus folgt, daß, wenn man Merkmale ſinnlich machen oder verſinnlichen will, man ſie einzeln heraushebt.

Dieſe ebengenannten Vorwürfe, welche man der Sinnlichkeit macht, haben im Folgenden ihren Grund: die Sinne können immer als leidend, der Verſtand aber als thätig betrachtet werden; denn Sinnlichkeit iſt Empfänglichkeit, die unſrer Natur anhängt, und wir wälzen nur allzugern unſre Irrthümer und Verwirrungen von dem Verſtande auf die Natur.

Sinnlichkeit betrachtet, in ſo fern ſie dem Verſtande

1) ein Hinderniß iſt. Sie verwechſelt das Angenehme und Schöne ſehr oft mit dem Guten u. ſ. w.

2) Zur Beihülfe dient, in Vergleichung der angenehmen Empfindungen.

Verſtand kann ohne Sinnlichkeit nicht vorhanden ſeyn, aber wohl Sinnlichkeit ohne Verſtand, z. B. bei Thieren.

Verſtand nennt man das obere, Sinnlichkeit das untere Erkenntnißvermögen. Die Dignität des Verſtandes beſteht in ſeiner Spontaneität d. h. in der Macht frei handeln zu können. Das obere Erkenntniß Vermögen iſt das Vermögen, mir jedes Zuſtandes des Gemüths bewußt zu ſeyn, ihn nie länger dauern zu laſſen, als ich will, und über alle Vorſtellungen des Gemüths Herr zu ſeyn; man nennt dieß den Verſtand. Je ſtärker nun das Vermögen der Einbildungskraft iſt, wenn ſie anders den Verſtand zu gebrauchen weiß, deſto größer iſt auch alsdann das Vergnügen, welches ſie uns verſchafft. Die Verſchiedenheit der Sinnlichkeit bei den Menſchen iſt ſehr groß, z. B. die Sinnlichkeit bei Frauenzimmern iſt immer ſtärker als bei Mannsperſonen. Der Hang ſich mit Sinnlichkeit zu beſchäftigen iſt etwas Natürliches. Jede Sprache hat ihre beſondern Bilder und Vorſtellungen, um dem Verſtande deſto mehr Anſchauungen zu verſchaffen.

Die Sinne ſind Verleitungen zum Irrthum; ſie geben uns nicht Erkenntniß der Gegenſtände, ſondern blos Anſchauungen. Wir können bei jeder Veranlaſſung eines Irrthums Urſache, Betrug und Illuſion unterſcheiden. Der Betrug iſt jede irrige Vorſtellung von einem Gegenſtande, ſobald ich mir bewußt bin, daß er wahr iſt: z. B. die Schminke bei den Frauenzimmern. Illuſion hingegen iſt, wenn der Schein nicht aufhört zu täuſchen, ob ich mir gleich bewußt bin, daß der Gegenſtand nicht wahr iſt; z. B. alle Gemälde, der Aufgang der Sonne und des Mondes u. ſ. w. Der Schein der Willfährigkeit iſt Gefälligkeit, Höflichkeit. Es iſt nicht gut allen Schein zu vertilgen; denn wir würden uns dadurch des ganzen Vergnügens berauben, welches er uns verſchafft. Ja ſo gar Wahrheit kann durch Schein hervorgebracht werden. Sinnlichkeit iſt das Vermögen der Seele, ſich wirkliche Gegenſtände anſchaulich vorzu-

ſtellen. Der innere Sinn des Menſchen heißt der Zuſtand, wo dieſer ſeine Vorſtellungen wahrnehmen kann. Die Einbildungskraft iſt das Vermögen der Seele, ſich Gegenſtände, die nicht gegenwärtig ſind, anſchaulich vorzuſtellen.

Die Empfindungen der äußern Sinne werden eingetheilt in den Vital=Sinn oder sensum fixum, z. B. Wärme, Kälte geben uns keinen Begriff von Gegenſtänden, ſondern wir empfinden blos das Object. Hiezu gehören die

Organempfindungen, und dieſe werden eingetheilt in ſolche,

die mehr objectiv ſind, d. h. wenn der Sinn vom Objecte mehr afficirt wird, als vom Subject, ſo iſt die Vorſtellung mehr objectiv, z. B. beim Fühlen, welches der Fundamentalſinn iſt, Hören, Sehen.

die mehr ſubjectiv ſind, die eine Vorſtellung vom Gegenſtande ſelbſt geben, die mit mehr Empfindung als Anſchauung verknüpft ſind, z. B. Riechen, Schmecken.

Eine Organempfindung allein kann uns ohne Einbildungskraft kein Vergnügen verſchaffen.

Durchs Hören kommen wir mittelbar d. i. durch die Luft zu Vorſtellungen. Der Eindruck aufs Gehör bei der Muſik iſt innig, ſie affizirt das ganze Nervenſyſtem; der Gegenſtand des Gehörs ſchildert ſich im Gemüthe.

Daß wir viele Gegenſtände auf einmal ſehen, kommt daher, weil man alle Gegenſtände in gerader Linie ſieht. Subjective Sinne: Riechen, Schmecken. Durch mittelbare Wahrnehmung eines Gegenſtandes, nämlich durch Ausdünſtung können wir einen entfernten Gegenſtand wahrnehmen, ohne ihn zu ſehen. Durch Schmecken hin-

gegen nimmt man nicht blos den Gegenſtand wahr, ſondern man genießt und fühlt ihn auch zugleich.

Daher heißen Fühlen und Schmecken die gröbern, Hören, Sehen, Riechen aber die feinern Sinne. Von dieſen iſt der Geruch der undankbarſte, weil er lange anhält, Ekel verurſacht und noch überdieß zu ſehr mit Einbildungen verknüpft iſt.

Der Geſchmack hingegen, ein Sinn, deſſen Befriedigung mit vielem Vergnügen verbunden iſt, iſt die erſte Prüfung der Gedeihlichkeit der Nahrungsmittel.

Der Geſchmack geht zugleich auf die Beurtheilung eines Gegenſtandes und iſt daher der Leitſtern für alle Geſellſchaften. Geſchmack und Appetit ſind verſchieden. Geruch und Geſchmack ſind beide der Sitz des Ekels; Ekel iſt aber das, was Erbrechen bewirkt. Ekel kann alſo ohne Genuß nie ſtatt finden. Eine allzugroße Reitzbarkeit iſt ein Beweis von Schwäche.

Schwache aber werden blos durch die Zartheit ihrer Sinne noch erhalten. Je weniger die Sinne lehren, deſto mehr afficiren ſie.

Wenn die Sinne ſtumpf werden, ſo wird auch die Aufmerkſamkeit geringer. Bei Kindern ſind die Sinne noch ſtumpf, ſo wie ſie es bei ganz Alten wieder werden. Zart iſt der Sinn, dem leicht etwas zu ſtark iſt, oder der durch irgend etwas leicht angegriffen wird. Zart ſeyn in Anſehung der Sinne iſt eine große Schwachheit.

Geſund iſt der, der ſeinen Körper gar nicht fühlt. Jedes Organ muß, wenn man etwas beobachten will, gehörig geſpannt ſeyn, z. B. das Auge bei aſtronomiſchen Beobachtungen u. dergl.

Vom innern oder ſubjectiven Sinne.

Der ſechſte oder der Vital-Sinn des Menſchen iſt kein Organſinn, ſondern blos eine beſondre innere Em-

pfindung; ſo wird man z. B. durch blos erdichtete großmüthige Handlungen bis zu Thränen bewegt. Alle Organe bedürfen von Zeit zu Zeit einer Erſchütterung zu ihrer Nahrung. Der innere Sinn iſt die Fähigkeit, blos durch inneres Denken afficirt zu werden.

Die körperlichen Empfindungen hingegen zeigen nur an, daß der innere Sinn afficirt werden kann. Wenn man daher eine Idee in ſich ſelbſt lange unterhält, ſo glaubt man endlich der Idee wirklich zu ſehen; die Organe gerathen dadurch alle in Unordnung und daraus entſteht alsdann Schwärmerei, welche nur durch körperliche Mittel gehoben werden kann. Man muß daher immer mehr acht auf den innern Zuſtand ſeines Gemüths haben, als auf den äußern (d. h. auf unſre Empfindungen). Zerſtreuet ſeyn, nicht bei ſich ſeyn, ſeiner nicht mächtig ſeyn, außer Faſſung ſeyn, iſt gleichſam der Anfang eines Affects.

Perplex oder verblüfft nennt man einen, der außer Faſſung iſt; die Italiener ſagen von ſolchen Leuten: er hat die Tramontana (Nordwind) verlohren, das heißt ſo viel, der perplexe Menſch weiß nicht einmal vom Wetter zu ſprechen.

Die Ekſtaſe zeigt eine innere Empfindung an, die bis zum Affect geſtiegen iſt. Die Sinne können durch Schläfrigkeit geſchwächt und Schläfrigkeit kann durch allzu ſtarke Eindrücke hervorgebracht werden, z. B. durch den Trunk. Durch Trunkenheit wird die Achtſamkeit vermindert, und dabei ſcheinen wir uns ſehr wohl zu befinden. Schwere Getränke hingegen verurſachen nur eine Träumerei von Glückſeligkeit. Die Trunkenheit kann alſo nie der Weg ſeyn, den Menſchen kennen zu lernen und ihn zu beurtheilen, weil oft durch den Trunk zänkiſche Leute friedfertig, friedfertige aber zänkiſch werden u. ſ. w.

Der Schlaf iſt die Einſtellung der Wirkſamkeit aller unſerer äußern Sinne. Man würde folgendermaaßen ſeine Zeit ſehr gut eintheilen, wenn man ſieben Stunden ſchliefe, ſieben Stunden arbeitete, ſieben Stunden ſich erholte, z. B. bei Tiſche, auf Spaziergängen u. ſ. w. und drei Stunden zu Zwiſchenarbeiten, als zu Muſik, zu ſchönen Künſten, anwendete.

Die Sinnlichkeit beſteht in dem Vermögen der Anſchauung; Verſtand hingegen in dem Vermögen der Begriffe.

Das Vermögen der Anſchauung in der Gegenwart des Gegenſtandes iſt Sinn; Vermögen der Anſchauung in der Abweſenheit des Gegenſtandes iſt Einbildungskraft. Unter Anſchauung verſteht man die Vorſtellung eines einzelnen Gegenſtandes.

Träumerei iſt alſo Anſchauung der Einbildungskraft, welche man für Anſchauung der Sinnenvorſtellungen hält.

Die Handlungen der Einbildungskraft ſind entweder productiv, das heißt ſolche, die durch Anſchauung hervorgebracht werden, oder ſie ſind reproductiv, d. h. die durch Anſchauung etwas ſchon Vergangenes wieder herbeibringen.

Materie kann alſo durch Einbildungskraft nicht hervorgebracht werden und dieſe iſt daher nur reproductiv.

Die Materie der ſinnlichen Vorſtellungen gehört zu den Empfindungen. Hingegen in Anſehung der Form der Gegenſtände kann die Phantaſie auch productiv ſeyn. Phantaſie heißt freie Einbildungskraft. Die Einbildungskraft iſt aber nicht frei, wenn ſie reproductiv und alſo an die Regeln des Verſtandes gebunden iſt.

Einbildungskraft iſt eine Motion des Gemüths und dient dem Menſchen zur Geſundheit. Das Geſetz der Vergeſellſchaftung der Vorſtellungen. Vorſtellungen

ſind einander vergeſellſchaftet, weil immer die eine mit der andern nach einer beſtändigen Regel in Geſellſchaft tritt, und zwar ſo, daß die eine Vorſtellung nie ohne die andre in unſerm Gemüth nach den Regeln des Verſtandes hervorgebracht werden kann, z. B. was in Sylbenmaaß gebracht iſt, läßt ſich beſſer als Proſa behalten, ferner, wird das Gereimte geſungen, ſo iſt es noch leichter zu behalten. Daraus erhellt nun deutlich, daß in der reproductiven Einbildungskraft etwas maſchinenmäßiges enthalten ſey. Aſſociation entſpringt entweder nach den Geſetzen der Concomitanz oder nach den Geſetzen der Affinität.

Die Phantaſie findet viel Nahrung beim Caminfeuer und beim Tabaksrauch. Die Einbildungskraft bringt Nachahmungen hervor, z. B. wer Perſonen in Convulſionen liegen ſieht, bekommt oft ſelbſt dergleichen.

Die Imagination wirkt gewöhnlich ſtärker auf uns als das Wirkliche. Phantaſie iſt entweder zügellos, wenn ſie nicht in unſrer Willkühr ſteht, und da ſagt man von ihr, ſie ſchwärme, oder ſie iſt regellos, wenn ſie nicht unter der Macht des Verſtandes ſteht, und da ſagt man, ſie faſele.

Wenig Phantaſie und viel Verſtand haben die Europäer, die Orientalen hingegen viel Phantaſie und mittelmäßigen Verſtand. Einbildungskraft treibt ihr Weſen mehr des Abends als bei Tage. Die Meinung bringt oft eben dieſelben Folgen hervor als die Realität; wenn z. B. ein Volk von ſeinem Souverain ſo regiert wird, daß es ſcheint, als wäre es frei, ſo glaubt das Volk wirklich, daß es frei ſey.

Auch macht ſich die Einbildungskraft Bilder von Dingen, die den Sinnen nie gegenwärtig geweſen ſind.

Die Einbildungskraft iſt dem Verſtande höchſtnothwendig, weil wir uns ohne ſie nie Dinge vergegen-

wärtigen könnten. Hingegen iſt Einbildungskraft auch wieder die Verleiterin zu vielem Böſen und zu Laſtern, wenn wir ſie nicht in der Macht unſres freien Willens haben; man muß ſie daher auf Gegenſtände hinleiten und auch wieder von ihnen abziehen können. Daher kann die Gegenwart der Dinge ſelbſt das Wohlgefallen an denſelben nie ſo angenehm machen als die Einbildungskraft. Wer nun alſo ſeine Einbildungskraft gleichſam regieren kann, der iſt Meiſter über ſich ſelbſt, iſt Herr ſeiner Glückſeligkeit.

Die Einbildungskraft macht auch die Originalität im Menſchen aus, ſo wie auf ihrer Gewalt allein das beruht, was man Genie nennt. Der Uebergang vom ſinnlichen Erkenntnißvermögen zum höhern iſt

1) der Witz, die Aehnlichkeit mehrerer Gegenſtände ſinnlich zu erkennen.

2) die ſinnliche Urtheilskraft (Scharfſinn), die Wahrnehmung der Verſchiedenheit der Gegenſtände.

Witz geht vom beſondern aufs allgemeine. Die ſinnliche Urtheilskraft iſt mehr negativ; denn Verſchiedenheiten aufzufinden verengert unſre Erkenntniß. Der Witz hingegen iſt mehr poſitiv; denn durch Aufſuchung der Aehnlichkeit der Gegenſtände erweitern oder vermehren wir unſre Erkenntniß. Daher werden Handlungen des Witzes ergötzen, dagegen Handlungen der ſinnlichen Urtheilskraft in uns Verwunderung hervorbringen.

Die Urtheilskraft dient dazu, Irrthümer abzuhalten; Witz aber, unſre Erkenntniß wenigſtens dem Scheine nach zu erweitern. Witz belebt das Gemüth durch Uebereinſtimmung mehrerer Merkmale, welche alsdann Regeln giebt; da nun vollends der Witz nach Neuigkeiten haſcht, ſo iſt er beliebt. Hingegen wird ſinnliche Urtheilskraft, da ſie immer Irrthum befürchtet, mißtrauet und warnt, als bedachtſam hochgeachtet.

Vom Talente eines Menſchen, in ſo fern er witzig iſt, ſagt man, er habe ein glückliches Talent; dagegen von einem Menſchen, der viel Urtheilskraft beſitzt, er habe eine reife Urtheilskraft. Witz iſt die Quelle der Einfälle, ſo wie ſinnliche Urtheilskraft jene der Einſichten. Einfall iſt das, wozu Vorbedacht nichts beigetragen hat. Der Witz iſt kühn in allgemeinen Urtheilen, die ſinnliche Urtheilskraft aber behutſam.

Der wahre Gehalt unſrer Kenntniſſe hat ſeinen Grund mehr in der ſinnlichen Urtheilskraft als im Witze. Den Witz muß man dazu wählen, um der Erkenntniß Eingang zu verſchaffen, die ſinnliche Urtheilskraft aber, um ihr Gründlichkeit zu geben,

Ein Witzling iſt der, welcher mit Witz, ein Klügling der, welcher mit Urtheilskraft prahlt.

Vom Witz hängt die Mode, von der ſinnlichen Urtheilskraft der Gebrauch derſelben ab.

Schaaler Witz iſt der, welcher nichts für den Verſtand enthält, der nicht in andre Sprachen überſetzt werden kann. Hingegen enthält grübleriſche Urtheilskraft (inanes argumentationes) nichts für die Vernunft; die Unterſchiede der Gegenſtände werden dabei kaum merkbar ſeyn.

Der Witz muß alſo nicht nachahmend ſeyn, außer wenn die Feinheit der Nachahmung ſo groß iſt, daß man ſie nicht bemerkt.

Witz iſt mit Laune verknüpft, wenn der Menſch, der ihn vorbringt, durchtrieben iſt. Laune iſt eine beſondere eigenthümliche Stimmung des Menſchen, aus welcher er Gegenſtände betrachtet.

Mangel an Urtheilskraft iſt, wenn man Dinge nicht unterſcheiden kann. Witz kann Popularität haben, die ſich bei Nationen gewöhnlich in Sprüchwörtern zeigt,

welche auch die eigentlichen Beweiſe des Witzes einer Nation ſind.

Der Witz iſt nöthig zu Entwürfen; die ſinnliche Urtheilskraft aber zu Ausführungen.

Die Einfälle des Witzes müſſen ungeſucht, müſſen überraſchend ſeyn; findet aber das Gegentheil ſtatt, ſo ſind ſie ekelhaft.

Mangel an Urtheilskraft mit Witz verbunden, heißt Albernheit, Mangel an ſinnlicher Urtheilskraft und auch an Witz Dummheit. Man kann alſo immer eher noch Witz als Urtheilskraft entbehren. Mangel an Witz heißt Stumpfheit; dieſe kann aber mit vieler praktiſcher Urtheilskraft und mit Verſtande verbunden ſeyn, findet ſich dieß Letztere bei einem Menſchen, ſo nennt man ihn geſcheut. Verbindet er aber praktiſche Urtheilskraft mit Witz, ſo iſt er klug. Ein behender Kopf kann immer auch ein leichter Kopf ſeyn, dahingegen ein langſamer Kopf gründlich ſeyn kann. Ein Pinſel heißt der, welcher blos mechaniſch nachahmen kann. Mangel an Verſtande heißt Einfalt, welche ſich auf das Mißverhältniß der Erkenntnißkräfte gründet.

Mikrologiſch heißt das Urtheil, wenn es zu ſehr ins Einzelne geht.

Witzige Leute urtheilen blos im Ganzen, Klüglinge aber im Einzelnen, zwecklos, grübleriſch.

Das Gedächtniß heißt der Gebrauch der Einbildungskraft in Rückſicht auf die vergangene Zeit. Das Vorherſehungsvermögen iſt Gebrauch der Einbildungskraft in Rückſicht auf die zukünftige Zeit. Dichtungsvermögen iſt auch Gebrauch der Einbildungskraft, aber ohne Rückſicht auf Zeit.

Gedächtniß iſt das willkührliche Reproductionsvermögen der Einbildungskraft. Es gehört dazu:

1) daß man etwas ins Gedächtniß faſſe;

2) daß man das Gefaßte im Gedächtniß behalte;

3) daß man das Behalten leicht reproduciren könne.

Sich einer Sache leicht erinnern, iſt immer eine Sache des Witzes, der durch Aſſociation der Vorſtellungen dieſe Leichtigkeit im Erinnern hervorbringt.

Die Einbildungskraft muß einmal aufgenommene Bilder nicht wieder verſchwinden laſſen.

Witzige Leute haben kein treues Gedächtniß, weil ſie zu leicht eine Sache mit der andern verwechſeln.

Die Handlung, durch die wir etwas ins Gedächtniß faſſen, damit es zur Erinnerung hinreichend ſey, kann

1) mechaniſch ſeyn (das heißt durch öfteres Wiederholen) und dieß iſt unſtreitig die Grundlage von allem Auswendiglernen.

2) ingeniös, wenn man vermittelſt der Aehnlichkeit Gegenſtände zu verbinden, auswendig lernt.

3) judiciös, wobei alles auf die wirkliche Verwandtſchaft der Gegenſtände ankommt. Dieſe Art auswendig zu lernen hat einen großen Vorzug vor der ingeniöſen; denn letztere geht immer nur auf zu allgemeine, zufällige Merkmale.

Der Grund des Vergeſſens iſt Mangel der Aufmerkſamkeit, aber auch oft Schwäche der Einbildungskraft. Das Romanleſen verdirbt beſonders das Gedächtniß, weil man auf ſie nur einen geringen Grad von Aufmerkſamkeit verwendet, um ſie deſto leichter vergeſſen zu können; hat man ſich nun das einmal angewöhnt, ſo lieſet man alsdann auch wohl wichtigere Schriften mit eben ſo wenig Aufmerkſamkeit.

Erinnern heißt, ſich etwas mit Bewußtſeyn als vergangen vorſtellen. Beſinnen heißt, ſich an etwas vorſetzlich erinnern. Entſinnen, heißt eine Vorſtellung aus der Verworrenheit mit andern hervorziehen.

Es iſt immer leichter, aus einer unbekannten Sprache in eine bekannte zu überſetzen, als aus einer bekannten in eine fremde. Hört man das Wort, ſo beſinnt man ſich leicht auf die Sache, ſieht man aber die Sache, ſo wird man ſich nicht immer leicht auf das Wort beſinnen können.

Die Schreibekunſt und Bücher haben auf gewiſſe Weiſe dem Gedächtniſſe geſchadet. Die Erinnerungskunſt iſt die Kunſt, dem Gedächtniß etwas einzuprägen, als auch das Gedächtniß zu ſtärken.

Im Alter entfällt dem Gedächtniß leicht etwas. Wunder des Gedächtniſſes waren Scaliger, Magliabecchi, wahre Repertoria der Gelehrſamkeit.

Der Gebrauch der Einbildungskraft ohne Rückſicht auf Zeit, oder Dichtungsvermögen iſt die reine productive (hervorbringende) Einbildungskraft ſelbſt. Zu dieſer gehört

1) erdenken, das heißt etwas antreffen, was ſchon gegeben war.

2) Erfinden, heißt etwas zu Stande bringen, was noch nicht da war.

3) Ausfindig machen, heißt etwas, was zwar ſchon exiſtirt, aber noch verſteckt iſt, bekannt machen; ſo hat z. B. der Abbée Barthelemy das phöniziſche Alphabet ausfindig gemacht.

4) Ausſinnen, iſt eine Art zu erfinden, ein praktiſcher Handgriff, ein Mittel zu einem gewiſſen gegebenen Zwecke; ſo ſoll z. B. ein Magiſter in Oxford den Strumpfwirkerſtuhl ausgeſonnen haben.

5) Erdenken, heißt ſich eine Sache vorſtellen, von der gar kein Object exiſtirt.

6) Ausdenken, heißt, wenn das Erdenken mit Abſicht verbunden iſt, wie z. B. Campe's Robinſon Cruſoe.

Beim Erdenken kommt es einzig und allein auf Möglichkeiten an.

Dichten iſt eine Handlung, welche nicht ein Object hervorbringen will, ſondern blos die Gemüthskräfte frei ſpielen läßt. Unwillkührliches Dichten iſt Schwärmerei der Einbildungskraft, oder es iſt ein künſtliches abſichtliches Geſchäft derſelben. Willkührlich dichten heißt eigentlich dichten, unwillkührlich dichten aber phantaſiren. Willkührliche Dichtung iſt immer glücklicher in der Fabel als in der Wahrheit; daher zeigt das Dichtungsvermögen beſonders in den ſchönen Künſten ſeine ganze Stärke, welche dann auch das Gemüth des Menſchen beleben und ſtärken; daher iſt jede Kunſt, welche unſre Gemüthskräfte belebt, eine ſchöne Kunſt, z. B. Mahlerei, Muſik u. ſ. f. Unter den ſchönen Künſten bringen einige bleibende Objecte hervor, wie die Mahlerei, Bildhauer- und Baukunſt; andere dagegen nicht bleibende Objecte, wie Beredſamkeit, Dichtkunſt, Schauſpiel u. ſ. w.

Die Beredſamkeit iſt die Kunſt, die Ideen des Verſtandes durch Sinnlichkeit zu beleben; die Dichtkunſt hingegen diejenige Kunſt, den Spielen der Einbildungskraft durch Verſtand Einheit und Zuſammenhang zu geben. Die Beredſamkeit iſt ein Geſchäft des Verſtandes, durch Sinnlichkeit belebt; die Dichtkunſt aber nur ein Spiel der Sinnlichkeit, durch Verſtand geordnet. Spiel iſt eine Beſchäftigung, die an ſich ſelbſt gefällt; Geſchäft aber iſt die Handlung, die noch durch etwas anders als durch ihren Zweck gefällt.

Ein Redner iſt der, welcher Ueberzeugung hervorzubringen ſucht und verſpricht es auch, allein er hält nie ſein Verſprechen, ſondern beredet blos die Zuhörer durch ſubjective Gründe. Die Kunſt der Beredſamkeit wird alſo darin beſtehen, den Zuhörer, wenn ihm auch das Thema ſelbſt nicht gefallen ſollte, dennoch zu feſſeln.

Die Dichtkunſt verſchafft aber immer noch ein reineres Vergnügen, da ſie mehr leiſtet als verſpricht; ſie verſpricht nehmlich nur Spiel, belehrt uns aber auch nebenbei durch dieſes Spiel.

Beredſamkeit und Dichtkunſt laufen beide darauf hinaus, eine Harmonie zwiſchen der Einbildungskraft und dem Verſtande zu bewerkſtelligen.

Beredheit iſt, den Stoff zum Reden, Sprachreichthum, Fertigkeit eine und die nehmliche Sache auf mancherlei Art vorzutragen.

Wohlredenheit beſteht in der Angemeſſenheit der Rede, ſowohl in Rückſicht des Verſtandes, als auch des Urtheils.

Beredſamkeit aber iſt die Kunſt, den Ideen bei dem Verſtande Eingang zu verſchaffen, die Kunſt zu bereden. Beredſamkeit erlangte, wie die Geſchichte zeigt, allemal ihren höchſten Gipfel, wenn der Staat zu ſeinem Untergange eilte, und es wäre leicht zu beweiſen, daß die Redner immer mit dazu beitrugen; denn ſie waren es gewöhnlich, die das Volk gegen ihren Oberherrn oder gegen den Staat aufbrachten, Factionen ſtifteten u. ſ. f.

Dichtkunſt war in allen Staaten früher als Beredſamkeit und hielt mit dem Wachsthume der Cultur des Volks gleichen Schritt. Der Eindruck der Dichtkunſt iſt nur vorübergehend. Sie iſt beſonders glücklich in Schilderung des Innern d. h. der Affecten und dergl.

Warum bedarf denn die Dichtkunſt des Sylbenmaaßes? Das Sylbenmaaß ſcheint anzuzeigen, daß die Gedanken einen feierlichen Schwung nehmen und ſich eben dadurch von der Rede unterſcheiden ſollen.

Warum lieben die occidentaliſchen Völker den Reim? Da die Sprachen der Occidentalen nicht abgemeßne beſtimmte Proſodie der einzelnen Wörter der Griechen und Römer haben, ſo mußte natürlich der Reim

ein weſentliches Stück unſrer Gedichte ſeyn, z. B. in Miltons verlorenem Paradieſe und Buttlers Hudibras. In einer Rede aber darf ſich nie ein Satz auf den andern reimen.

Woher kommt die poetiſche Licenz? Von der Begeiſterung des Dichters. Der Dichter muß neue Wörter aufbringen können. Poetiſche Licenz aber kann ſich nie auf grammatiſche Fehler erſtrecken.

Sinnſprüche gefallen allemal in Verſen beſſer als in Proſa, theils weil man ſie beſſer behalten kann, theils auch weil der Vers eine gewiſſe Feierlichkeit und Gravität mit ſich führt.

Warum iſt aber Poeſie früher als Proſa oder Beredſamkeit? Weil alle Wilde, wenn ſie eine Rede halten wollen, aus Mangel an abſtrakten Ausdrücken dichteriſch und in Bildern ſprechen müſſen, um ſich Andern verſtändlich zu machen. Sylbenmaaß werden ſie freilich noch nicht gehabt haben; denn das iſt ſchon ſchwerer.

Warum iſt ein mittelmäßiges Gedicht unerträglich, eine mittelmäßige Rede aber dennoch anzuhören? Weil man bei dem Gedichte an einen feierlichen Gang gewöhnt iſt, ſo müſſen auch nothwendig mit dieſem erhabene Gedanken verbunden ſeyn, die man bei der Rede nie vermuthet.

Warum trocknet die poetiſche Ader bald aus? Weil die Leichtigkeit des Dichtens im Alter nicht mehr ſtatt finden, und weil das Alter nicht mehr Spiel vorgeben kann. Voltaire macht jedoch von dieſer Regel eine Ausnahme; denn in ſeinem 80ten Jahre verfertigte er noch gute Gedichte.

Warum muß der Dichter und nicht der Redner gebohren werden? Genie iſt das Talent zu der Sache, die man nicht lernen darf, ſchöpferiſche Einbildungskraft

aber kann man nicht erlernen, ſondern man muß ſie von Natur haben.

Wer als großes Genie Dichter iſt, hat auch als Dichter einen großen Charakter; diejenigen aber, welche blos Hang und nicht Talent zum Dichten haben, ſind eine läppiſche Art von Menſchen, die eigentlich gar keinen Charakter haben.

Traum iſt eine unwillkührliche Täuſchung in geſundem Zuſtande. Wahnſinn aber iſt eine unwillkührliche Täuſchung in krankem Zuſtande. Ein Menſch phantaſirt, wenn er mit der Einbildungskraft ſpielt. Wir kommen alle Tage in einen gewiſſen Zuſtand, wo wir uns ſelbſt nicht fühlen; dieß iſt der Schlaf, deſſen Eigenſchaften von Medizinern und Philoſophen noch nicht haben ausfindig gemacht werden können. In dem Zuſtande des Schlafs lebt die Phantaſie gleichſam auf, und reproducirt unwillkührlich, ohne unſer Bewußtſeyn, Gegenſtände. Unerklärlich aber iſt es, daß wir im Traume manchmal mit Ueberlegung und vernünftig handeln.

Ein Menſch kann nicht wiſſen, ob er während des Schlafes immer geträumt habe, er kann es aber alsdann wiſſen, wenn er ſich des Traumes erinnert; dazu aber gehört, einen Theil der Vorſtellungen des Traumes noch beim Erwachen zu haben, um nach dem Geſetze der Aſſociation Theil vor Theil zuſammenhängend zu reproduciren. Man kann in einer kurzen Zeit viel, in einer Minute mehr träumen, als in einem ganzen Tage handeln; dieſe außerordentliche Geſchwindigkeit iſt Eine der Haupturſachen, daß wir uns der Träume nicht immer erinnern können; ſo wie durch viele ungereimte Träume der Zuſammenhang unterbrochen wird. Es ſcheint, daß, wenn der Menſch aufhören würde zu träumen, er auch aufhören würde zu leben. Oft kann man ſo feſt einſchlafen, daß das Athemhohlen ausbleibt; da kommt es

uns dann im Traume ſo vor, als fielen wir von einer Höhe herab u. dergl., darüber wachen wir plötzlich auf. Während der Körper im Schlafe wie ein Klotz da liegt, wird unſer Nervenſyſtem ſo afficirt, daß, wenn die Einbildungskraft nachließe, der Menſch aufhören würde zu leben. Träume können aus dem Wachen etwas enthalten. Im Schlafe wird die Phantaſie manchmal durch kleine äußerliche Empfindungen wunderbare Richtungen bekommen. Nachtwandler ſind Schlafende, welche willkührliche Bewegungen hervorbringen, die ihnen die Phantaſie eingiebt. Im Schlafe müſſen die Nerven, welche zu den Lebensbewegungen gehören, ihre völlige Thätigkeit haben, dagegen diejenigen, welche blos zu willkührlichen Bewegungen dienen, ruhen müſſen; von dieſer Regel aber machen die Nachtwandler eine Ausnahme.

Phantaſie iſt ein productives Sinnesvermögen. Ein Phantaſt iſt der, welcher ſich eingebildete Gegenſtände als möglich denkt, ſich in ſeine Chimären verliebt, und ſie für wahr hält. Ein Phantaſt in Anſehung des Guten iſt ein Enthuſiaſt; Ideal der Freundſchaft heißt, das Intereſſe an Andern ſo groß als an ſich ſelbſt finden. So wird auch Enthuſiasmus immer mit Affect verbunden ſeyn, z. B. bei der Neigung zum Guten. Enthuſiasmus aber findet alsdann ſtatt, wenn wir den wahren Werth einer Sache nicht mehr in Betracht ziehen. Am Enthuſiasmus iſt blos der Affect zu tadeln, welcher eine Neigung im ſinnlichen Begehren iſt, welche uns unvermögend macht zu überlegen; am allerwenigſten aber muß bei Beurtheilung des Guten Affect mit ins Spiel kommen.

Ein Viſionair iſt ein ſolcher Menſch, der etwas, was er ſelbſt nicht für ſichtbar ausgiebt, doch für ſeinen Privatſinn für ſichtbar hält. Viſionaire ſind eher als Phantaſten und nicht als Geſtörte zu betrachten; der große

Viſionair Schwedenborg ſagte von ſeinem Zuſtande, ſein Inneres wäre aufgethan.

Das Dichtungsvermögen vergleicht das Gegenwärtige mit dem Vergangenen. Das Vorherſehungsvermögen vergleicht das Gegenwärtige mit dem Vergangenen und verknüpft beides mit dem Zukünftigen. Dieß heißt auch Vorempfindung, Ahndung, dunkle Vorhererwartung, Wahrſagung, Prophezeihung.

Das Gegenwärtige hat, in ſo fern es uns auch noch in Zukunft nutzen kann, für uns Intereſſe. Das Vorherſehungsvermögen hat den größten Einfluß auf unſer Begehrungsvermögen. Ahndungen haben oft ihren Grund in kleinen körperlichen Uebeln. Nie ahndet einem etwas Gutes. Frauenzimmer haben wegen der vielen kleinen körperlichen Uebel, denen ſie unterworfen ſind, oft Ahndungen, von denen ſie in dem gemeinen Leben immer Urſachen auffinden wollen.

Die einzige uns mögliche Art, in die Zukunft hinaus zu ſehen, iſt das Geſetz der Vergeſellſchaftung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen. Astrologia judiciaria iſt das Vermögen aus der Stellung der Sterne etwas, was die Schickſale der Menſchen betrifft, herauszuleſen. Wahrſagung findet bei dem gemeinen Manne immer noch Gehör, nur muß man ihm gewiſſe Gründe davon angeben. Viele Uebel ziehen wir uns dadurch zu, daß wir in die Zukunft ſehen und uns Sorgen machen.

Bei den Griechen hatte ein Prophet einen Mantis d. h. einen tollen Menſchen nöthig, von dem man glaubte, daß ihn ein Dämon inſpirire; dieſe tollen Gebehrden und Reden legte der Prophet aus. Etwas Aehnliches waren die griechiſchen Orakel.

Ton iſt das Vermögen der Einbildungskraft, Vor-

ſtellungen zu verbinden, um neue Vorſtellungen dadurch hervorzubringen.

Ein Zeichen an ſich ſelbſt iſt Symbol, wenn es etwas Anderes vorſtellt; Symbole müſſen immer einen Intuitus des Gegenſtandes haben. Symbole ſind ſtellvertretende Zeichen; Wörter ſind aber nur begleitende Zeichen. Zeichen, die mit Dingen verknüpft ſind, heißen signa demonstrativa, und zwar von etwas, was gegenwärtig iſt, aber nicht in die Sinne fällt.

Natürliche Zeichen ſind der Pulsſchlag von der Krankheit, der Rauch vom Feuer. Blos willkührliche Zeichen ſind z. B. Ordensbänder.

Das obere Erkenntnißvermögen beſteht darinn, daß man ſeine Kräfte und Talente in der Macht ſeiner Willkühr hat; dieß heißt auch Selbſtherrſchaft.

Je mehr die Menſchen vorgeben zu fühlen, deſto weniger denken ſie.

Je mehr Gefühle, je weniger Begriffe. Es kann alſo das moraliſche Gefühl nie an die Stelle der moraliſchen Begriffe geſetzt werden. Das obere Erkenntnißvermögen wird eingetheilt in Verſtand, Urtheilskraft und Vernunft.

Der Verſtand iſt das Vermögen der Regeln (des Allgemeinen); die Urtheilskraft das Vermögen zu unterſcheiden, ob die Regel in dieſem oder jenem Falle anzuwenden ſey. Die Vernunft iſt das Vermögen Dinge a priori zu erkennen. Durch den Verſtand verſtehen wir etwas. Durch die Vernunft ſehen wir etwas ein. Urtheilskraft aber iſt das ſeltſame Vermögen, welches nicht kann gelehrt, ſondern blos geübt werden.

Nicht Verſtand, ſondern Urtheilskraft kommt nicht vor den Jahren. Wenn man von geſundem Verſtande ſpricht, ſo verſtehet man darunter immer die Urtheilskraft; denn Verſtand mit Urtheilskraft verbunden, heißt geſunder Verſtand, sens commun.

Viel Witz gehört dazu, um eine Regel ausfindig zu machen. Dumm ſeyn heißt eine ſchwache Urtheilskraft haben. Einfältig ſeyn heißt einen eingeſchränkten Verſtand haben.

Ein ſeichter Verſtand iſt der, welcher ſich mit Regeln behilft, die noch allgemeiner hätten ſeyn können.

Bündigkeit iſt von der Gründlichkeit des Urtheils ſehr verſchieden; denn bündig heißt eigentlich, im Gebrauche aller ſeiner Principien einſtimmig und conſequent ſeyn; ſo heißt eine Schrift bündig, wenn alle Principien in derſelben mit der Ausführung genau übereinſtimmen.

Redlichkeit heißt Ehrlichkeit aus Principien. Dumm kann aber Niemand aus Principien ſeyn. Von Dummen vermuthet man alſo auch nie Schaden.

Die, welche das Talent zu ſchaden haben, haben auch gewöhnlich die Luſt dazu.

Wenn man Ehrlichkeit und Dummheit zuſammen ſtellen wollte, ſo würde man die Tugend in Verachtung bringen.

Ein geſunder Verſtand iſt der, welcher vom Irrthume frei iſt. Die Urtheilskraft dient dazu, unrichtige Anwendung des Verſtandes zu hindern. Zum geſunden Verſtande gehört eben nicht großer Umfang. Geſunder Verſtand iſt alſo Richtigkeit des Verſtandes. Vernünfteln heißt das Vermögen, blos theoretiſch a priori zu urtheilen, ohne zu unterſuchen, ob es in der Ausübung thunlich ſey oder nicht. Hierzu gehört noch der mikrologiſche Gebrauch der Vernunft. Der Vernunftgebrauch erfodert, die Vernunft auf ſolche Gegenſtände zu richten, welche ausgebreiteten Nutzen verſchaffen können.

1) Selbſtdenken iſt allgemeine Regel der Vernunft.
2) An die Stelle jedes Andern ſich ſetzen und ſo denken, wie jeder denken würde.
3) Jederzeit mit ſich ſelbſt einſtimmig denken. Die erſte von dieſen Eigenſchaften heißt Gründlichkeit

im Denken (Aufklärung); die zweite, die erweiterte Denkungsart; die dritte, die conſequente Denkungsart.

Der Verſtand der Leute, deren Verſtand blos paſſiv iſt, heißt Unaufgeklärtheit. Ein eingeſchränkter Kopf heißt der, welcher Mangel an erweiterter Denkungsart hat, der Dinge nur aus ſeinem Standpunkte beurtheilen und ſich nie an die Stelle Anderer verſetzen kann.

Auch kann man die Menſchen eingeſchränkte Köpfe nennen, welche blos über ihre Privatangelegenheiten zu urtheilen im Stande ſind.

Conſequent urtheilen iſt die größte Vollkommenheit des Vernunftgebrauchs.

Allgemeine Betrachtungen über die Gemüthskrankheiten.

Die Krankheiten des Gemüths ſind Abweichungen von dem Zuſtande des Gemüths, welcher dem Menſchen angemeſſen iſt. Abweichung vom Gebrauche des Gemüths iſt Abweichung von den erſten Geſetzen des menſchlichen Verſtandes. Die Grillenkrankheit, Hypochondrie, iſt eigentlich ein körperliches Uebel, durch welches aber das Gemüth mit afficirt wird. Hypochondrie iſt, pſychologiſch betrachtet, wenn der Menſch weiß, daß er ſich ſelbſt nicht beſitzt, wenn er weiß, daß das Spiel ſeiner Einbildungskraft nicht regelmäßig iſt, wenn er gern über ſeine Phantaſie herrſchen möchte, ſich aber immer zu ſchwach dazu fühlt; es ſcheint zwar, als leide der Körper bei der Hypochondrie nicht, allein es muß doch in demſelben etwas ſeyn, was aber der Hypochondriſt nur im Gemüth empfindet.

Blödſinnigkeit, amentia, iſt gleichſam eine Lähmung des Verſtandes, welche bald am Gedächtniſſe, bald an kurzer Ueberſicht liegt.

Verrückung, dementia, betrifft bei Einigen mehr die

Imagination, den Sinn und die Einbildungskraft, bei Andern hingegen mehr den Verſtand und die Vernunft. Liegt es an den erſtern, ſo liegt es gemeinhin in dem sensorio communi, einem Organ des Gehirns, wo alle Eindrücke von ſinnlichen Gegenſtänden zuſammenkommen.

Trübſinnig iſt der, welcher alles aus einem melancholiſchen Geſichtspuncte betrachtet.

Wahnſinn iſt Störung des Gemüths in Betreff der Einbildungskraft; iſt Wahnſinn aber noch mit Affect z. B. mit Zorn verbunden, ſo heißt er Tollheit.

Wahnwitz und Aberwitz ſind Stöhrungen der obern Erkenntnißkräfte, und zwar der erſtere der Urtheilskraft, und der andere der Vernunft. Er heißt darum Witz, weil der Menſch wirklich dabei viel Witz haben kann. Aberwitz beſteht in der Annahme falſcher Maximen der Vernunft, Wahnwitz aber in dem verkehrten Gebrauche des Verſtandes.

Aberglaube iſt mit Wahnwitz zu vergleichen, welcher in der wirklichen Annahme der Regeln beſteht, die als Naturgeſetze könnten angenommen werden, z. B. wenn ſich jemand natürliche Begebenheiten als übernatürlich denkt; dem ungeachtet läßt ſich bei einer ſolchen Annahme viel Verſtand mit anbringen. Schwärmerei hingegen läßt ſich ſehr gut mit Aberwitz vergleichen, welcher annimmt, daß er für Gegenſtände der bloßen Ideen auch einen Sinn habe, ſie zu erkennen.

Ein Thor iſt der, welcher in Sachen einen größern Werth ſetzt als ihnen zukommt; ein Narr aber der, welcher in ſich ſelbſt einen größern Werth ſetzt als ihm zukommt. Daher wird der Thor belacht, der Narr aber gehaßt; denn da er ſich Andern vorzieht, ſo beleidigt er dieſe dadurch; alſo können alle Hochmüthige füglich Narren genannt werden.

Fehler, die wir ſelbſt geſtehen, machen uns bei

Andern nicht verhaßt. Ein Narr handelt allemal ſeiner Abſicht zuwider; er iſt deſto närriſcher, je mehr er Verſtand hat.

Zum Probirſtein der Wahrheit gehört nicht blos unſer, ſondern auch der Verſtand Anderer. Wer blos allein urtheilen will, der heißt ein logiſcher Egoiſt und der iſt ſchon geſtöhrt.

Geſtöhrtheit und Blödſinnigkeit pflanzen ſich gleichſam erblich fort und entwickeln ſich allemal erſt mit dem Verſtande des Menſchen. Kleine Kinder ſind noch nicht geſtöhrt.

Vom Gebrauche der Erkenntniß.

Der Gemüthszuſtand, in welchem der Menſch unvermögend iſt, auf einen Gegenſtand, wegen einer Menge anderer dunkler Vorſtellungen, aufmerkſam zu ſeyn, heißt die Zerſtreuung. Ihr wird die Gegenwart des Geiſtes, die Faſſung des Gemüths entgegengeſetzt, in welcher wir nach Belieben unſre Aufmerkſamkeit auf die Dinge richten können.

Ein Menſch iſt diſtrahirt und diſſipirt, wenn ſein Gemüth in dem Zuſtande iſt, daß es auf keinen Gegenſtand gehörig aufmerken kann. Dieſer Zuſtand kann willkührlich ſeyn, wir können mit Fleiß unſre Aufmerkſamkeit auf eine Sache nicht richten wollen, oder wir können unwillkührlich, wenn wir ſchon lange auf einen Gegenſtand aufgemerkt haben und unſre Sinne dadurch geſchwächt worden ſind, von dem Gegenſtande abgezogen werden; oder man kann ſich auch dadurch diſſipiren, wenn man ſeine Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand von ganz andrer Art richtet.

Man iſt auch diſſipirt, wenn man ſeine Aufmerkſamkeit gern auf einen Gegenſtand hinrichten wollte, aber nicht kann.

Menſchen, die ſich oft mit Fleiß zerſtreuen, werden endlich habituel zerſtreuet.

Der Zuſtand des Nichtdenkens iſt eine Art von Erhohlung. Man kann ſeine Gedanken ſammeln, wenn man aus einem großen Getümmel in die Einſamkeit geht. Ein jeder denkende Menſch muß wenigſtens jeden Abend ſeine Gedanken ſammeln. Reiſen gehört mit zur Zerſtreuung.

Volljährigkeit, Majorennität, heißt Angemeſſenheit zu den bürgerlichen Verhältniſſen in Anſehung des Alters. Im civilen Verſtande hängt die Majorennität von gewiſſen Jahren ab, im natürlichen aber kommt es blos auf die Fähigkeiten an, die jemand hat, ſich ſelbſt vorzuſtehen. Dies ſollten nun von Rechts wegen alle Philoſophen können, aber es findet ſich höchſt ſelten; denn die meiſten haben nur theoretiſche Kenntniſſe.

Eine ſelbſtſtändige Vernunft heißt die, welche der Leitung eines andern nicht bedarf. Wenn man den Kopf, d. h. die Größe des Erkenntnißvermögens eines Menſchen ſchätzen will, ſo muß man ſie nicht nach dem Grade der Talente, ſondern nach der Proportion derſelben unter ſich abſchätzen; denn wer eine eingeſchränkte Urtheilskraft und auch noch ſo viel Witz hat, verliehrt immer ſo viel an Witz als ihm an Urtheilskraft fehlt.

Verſchiedene Köpfe ſind in Anſehung der Objecte verſchieden, ſo giebt es z. B. mathematiſche, critiſche, philoſophiſche u. ſ. w. Köpfe. Ingenium empiricum iſt das Talent, gute Beobachtungen machen zu können. Zum philoſophiſchen Talent gehört das Vermögen der ſyſtematiſchen Verbindung. Zum poetiſchen Kopfe gehört eine ſchöpferiſche Einbildungskraft, doch ſo, daß ſie in den Gränzen des Verſtandes bleibt.

Wer viel Verſtand und Erfahrung hat, kann leicht in die Zukunft ſehen.

Ein critiſcher Kopf iſt der, welcher das Vermögen hat, leicht Fehler zu bemerken; ein ſolcher Kopf ſetzt allemal viel Urtheilskraft und ein gutes Herz voraus.

Zu einem philoſophiſchen Kopfe gehört als Grundlage, das Vermögen zu abſtrahiren und die Liebe zur Weisheit, welche die Uebereinſtimmung der Vernunft mit den letzten Zwecken der Menſchheit iſt.

Bei einem langſamen Kopf kann man leicht auf den Verdacht gerathen, es ſey Blödigkeit, ungeachtet es oft die beſte Anlage zur Gründlichkeit ſeyn kann.

Scharfſinnige Köpfe heißen die, welche immer viel Urtheilskraft haben. Bedient man ſich des Ausdrucks, „das iſt ein verſtändiger Mann“, ſo will man ſicher noch mehr als verſtändig ſagen; dies pflegt man gewöhnlich bei den Leuten zu thun, welche ſich mit Sachen nur in ſo fern beſchäftigen als ſie ſolche verſtehen und genau zu unterſcheiden wiſſen, worauf es bei einer Sache ankommt.

Die höchſte Stufe des Talents iſt Genie. Genie aber iſt die Naturanlage zu erfinden; Talent die Naturanlage zu lehren, Naturell aber die Naturanlage zu lernen.

Unter Genie verſteht man das Vermögen etwas zu erfinden, was wirklich gar nicht gelernt werden kann, z. B. alle ſchönen Künſte. Dagegen können alle mechaniſchen Künſte erlernt werden.

Genie iſt die Originalität des Talents in Sachen des Geiſtes. So giebt es ein Talent des Virtuoſen, des Meiſters und des Dilettanten. Der Virtuoſe unterſcheidet ſich vom Meiſter dadurch, daß er ausführt, was dieſer erfunden hat.

Genie kann auch die Eigenthümlichkeit des Geiſtes heißen; es iſt das Princip des Belebens. Sachen des Geiſtes ſind die Objecte der Imagination, welche wir uns als wirklich gegenwärtig vorſtellen. Ein großer Mathematiker iſt nicht Genie; denn ſeine Sache iſt blos Sache der Vernunft und nicht Sache des Geiſtes. Die Imagination iſt, wenn ſie originell iſt, allein Princip

des Belebens; Originalität in Anſehung der negativen Bedeutung, in ſo fern etwas nicht nachgeahmt werden kann; Originalität in Anſehung der affirmativen Bedeutung, in ſo fern etwas nachahmungswürdig iſt.

Alle Nachahmung ſetzt Zwang voraus, giebt Beiſpiele und durch dieſe alsdann Regeln. Das Nachahmen iſt die Hervorbringung eines Aehnlichen, ohne die Regeln zu wiſſen.

Zwang des Talents unter Anleitung einer Regel ſetzt immer die Genauigkeit derſelben voraus. Von Producten des Geiſtes laſſen ſich aber keine Regeln geben. Unabhängigkeit vom Zwange iſt nicht als Licenz anzuſehen, die ſich an gar keine Regel bindet, außer der Poeſie, wo dieſe Unabhängigkeit Zwang heißt. Den bloßen Nachahmer nennt man Pinſel.

Genie wird blos zu der Geſchicklichkeit erfordert, die nicht erlernt werden kann. Dasjenige aber, welches zuwege zu bringen man ſich durch bloße Kenntniß der Regeln in Stand ſetzen kann, iſt mechaniſche Production. Was Anlaß zu Regeln giebt, heißt Genie. Man kann oft die Regel von etwas wiſſen und es doch nicht hervorbringen. Bloße mechaniſche Geſchicklichkeit iſt die, welche durch Kenntniß der Regeln entſteht. Wer nach Regeln etwas macht, iſt auch Nachahmer, beſonders wenn Beiſpiele zu den Regeln gegeben ſind. Genie iſt das Talent, welches ohne Regeln und Beiſpiele Producte hervorbringt; dieſe Producte aber ſind die freien Künſte, welche ſich weſentlich von den Lohnkünſten unterſcheiden; das Weſentliche des Genies iſt aber die ſchöpferiſche Einbildungskraft. Es iſt das Talent, durch welches die Natur des Menſchen der Kunſt die Regel giebt.

Der mechaniſche Kopf befolgt genau die Regeln.

Es iſt kein Geiſt im Menſchen, der nicht von dem Schwunge herkommt, den man auch die lebendige Kraft

nennt. So iſt es auch mit der ſchöpferiſchen Einbildungskraft. Oft glaubt man, Einer ſey Genie, weil er die Regeln übertritt, das iſt aber eben ſo lächerlich als wenn Einer Rauheit nachäfft, um original zu ſcheinen. Genies bringen nicht alle Vollkommenheiten mit auf die Welt, ſondern müſſen ihre Anlagen erſt gehörig ausbilden. Verſtand wird allemal vorausgeſetzt, die Originalität aber beruht blos auf der Einbildungskraft. Bei der ſchöpferiſchen Einbildungskraft muß aber auch Urtheilskraft ſeyn, ſonſt iſt ſie Unſinn.

Genie bedeutet bei den Franzoſen gewöhnlich Witz, manchmal aber auch Geiſt, welcher das Princip des Belebens iſt. Alle Gemüthskräfte werden in Bewegung geſetzt, wenn die Einbildungskraft etwas belebt. Geiſt heißt das, wenn alle Gemüthskräfte harmoniſch bewegt werden. Die Einbildungskraft muß durch den Verſtand geleitet werden, aber nicht durch Regeln, ſonſt wäre ſie nicht frei, wie z. B. beim Mathematiker; beim Genie aber iſt die Einbildungskraft frei.

Geſchmack iſt das Vermögen der Beurtheilung der Uebereinſtimmung des Verſtandes mit der Einbildungskraft in ihrer Freiheit. Geiſt gehört zur Einbildungskraft, Geſchmack zur Urtheilskraft.

Die Teutſchen zeigen in allen ihren Producten des Geiſtes viel Urtheilskraft, es iſt alles bei ihnen auf Regeln eingeſchränkt, und die Einbildungskraft iſt bei ihnen die Wurzel des Baums; bei den Italienern die Krone; bei den Engländern die Frucht; bei den Franzoſen die Blüthe. Geiſt und Geſchmack unterſcheiden ſich darinn, daß die Einbildungskraft bei dem Geſchmacke dem Verſtande nicht widerſtreitet, beim Geiſte aber, daß die Einbildungskraft mit dem Verſtande übereinſtimme und ihn belebe, bei beiden muß Freiheit der Einbildungskraft zum Grunde liegen. Geiſt iſt wirklich eine

Art von Regelmäßigkeit. Dem Geiſt der Allgemeinheit iſt der mikrologiſche Kopf entgegen geſetzt, der immer von den Theilen zum Ganzen, und nicht vom Ganzen zu den Theilen gelangen will. Die Subtilität des Kopfs hängt von dem Abſtrakten ab, was nämlich die meiſte Mühe macht und wenig Nutzen ſchafft.

Ein Avtodidaktos iſt ein Schüler von ſich ſelbſt.

Frühzeitige Genies oder Köpfe ſind ſolche, die mit geringer Mühe viel auswendig lernen können. Das Wandelbare iſt dem Genie höchſt nachtheilig. Unſere Schulen ſind größtentheils für das Genie nachtheilig, weil in denſelben alles einem gewiſſen Zwange unterworfen iſt; ſo wie auch die Nachahmung und Phraſeologie das Genie ganz verderben. Die Talente, die zur Natur gehören, ſcheinen oft natürliche Talente zu ſeyn.

Gewohnheit iſt die Leichtigkeit im Handeln, ohne große Aufmerkſamkeit darauf zu verwenden. Gewohnheit etwas zu dulden, hängt von der Leichtigkeit etwas zu erdulden ab, wenn es öfters vorkommt. Man hat nicht mehr acht auf Uebel, wenn man gewohnt iſt, ſich zu zerſtreuen. Angewohnheit iſt die Nothwendigkeit, auf gewiſſe Weiſe zu handeln oder zu empfinden. Eine Angewohnheit ziert keinen Menſchen, demungeachtet haben die großen Genies größtentheils Angewohnheiten an ſich; denn da ſie ihre Achtſamkeit auf zu viele Gegenſtände wenden, ſo überſehen ſie hier und da Einen. Wer nach Gewohnheit handelt, handelt aus mechaniſcher Nothwendigkeit und nicht aus Freiheit.

Das Gefühl der Luſt und Unluſt oder das Gefühls- und Empfindungsvermögen.

Freundſchaft auf Neigung und nicht auf Achtung gegründet, wird bald ſchaden. Die Vergnügungen des bloßen Genuſſes nutzen die Kräfte ab und ſchaden der Geſund-

heit; die Vergnügungen der Cultur aber erhöhen ſie immer mehr und mehr. Hieher gehört der Luxus als Uebermaaß des Vergnügens, welches hier zugleich Cultur iſt. Man könnte ſagen, der Luxus ſey ein entbehrlicher Aufwand, der weichlich macht; doch hat der engliſche Luxus dieſe letzte Eigenſchaft nicht; denn der Engländer geht gern auf die Jagd und reitet gern; dies ſtärket vielmehr ſeine Kräfte. Durch Luxus macht ein Theil des gemeinen Weſens den Unterhalt dem andern Theile ſchwer. Das Princip der Stoiker: sustine et abstine, welches in der Entſagung des Vergnügens beſtand, iſt dem Princip der Epicuräer: die Tugend beſteht in der Wolluſt, als dem Principe der Einladung zum Vergnügen, ganz entgegengeſetzt. Wolluſt heißt aber hier nichts anders als das Vergnügen der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt oder das jederzeit fröhliche Herz. Diejenigen, welche die Partei der Stoiker nahmen, zeigten eine gewiſſe Seelenſtärke, welche man bei den Epicuräern nicht fand, weil dieſe zu ſehr an Annehmlichkeiten gewöhnt waren, durch welche Heldentugenden nicht erzeugt werden können. Vergnügen und Schmerz können wir aus dem höhern Principe des Wohlgefallens und Mißfallens beurtheilen. Oft ſcheint es, als wenn der Menſch an Schmerz und Reue Vergnügen fände und übt dadurch gleichſam an ſich ſelbſt das Urtheil eines Richters aus. Die leere, fruchtloſe Reue iſt zweckwidrig, weil ſie unſre Kräfte zu ſehr angreift. Es giebt aber auch Vergnügungen, die wir obenhin billigen und Schmerz, den wir obenhin noch mißbilligen, man genießt aber einmal die Luſt des Vergnügens, und dann noch das Vergnügen der Billigung deſſelben. Geld, was wir verdient haben, erfreuet uns weit mehr, als das, welches wir geerbt oder in der Lotterie gewonnen haben. Schmerz, den wir uns ſelbſt verurſacht haben, betrübt

weit mehr, als der, welchen uns Andre verurſachen. Vorwürfe, die man ſeiner eignen Unvorſichtigkeit macht, haben viel Analogiſches mit den Gewiſſensvorwürfen. Die Eigenliebe macht uns Vorwürfe nicht der Moralität, ſondern der übeln Folgen wegen. Unſchuldig leiden macht Schmerz, welcher entrüſtet; ſchuldig leiden ſchlägt nieder, doch wird man über die Beleidigung, die jemandem wegen begangner Schuld zugefügt würde, nicht entrüſtet ſeyn. Das Vergnügen der Menſchen wächſt auf zweierlei Art, theils wenn man den Schmerz dadurch lindert, daß man einſieht, der Schmerz hätte noch größer ſeyn können; theils wenn man Andere eben ſo, ja noch mehr leiden ſieht. Man fühlt dagegen ſein Leiden ſtärker, wenn die Geſellſchaft, in der wir leben, froh iſt. Elend iſt eigentlich nur der, welcher ſelbſt ſeine eigne Perſon verachten muß. Der Hypochondriſche kann in Geſellſchaft auch nach und nach vergnügt werden. Es ſteckt wirklich mit im Uebel, wenn man den Wetzſtein des Unglücks ſchärft. Ein Menſch, der ſchon vieles überſtanden hat, iſt genugthuender für ſich und Andere und hat gute Ausſichten; da hingegen für einen, der beſtändig vergnügt und glücklich gelebt hat, die Ausſichten ſchlecht ſind; denn er iſt auf künftige Uebel nicht vorbereitet.

Gefühl iſt blos ſubjective innere Empfindung, wodurch wir nichts an dem Subjecte erkennen und iſt von Sinn und Empfindung unterſchieden. Einige ſubjective Empfindungen können von der Art ſeyn, daß wir doch einen Begriff von dem Gegenſtande haben. Auf drei Arten können wir Luſt und Unluſt empfinden, nämlich, das Schöne iſt für die Einbildungskraft, das Angenehme für den Sinn und das Gute für die Vernunft. Der Geſchmack unterſcheidet das Schöne und Häßliche. Das Vergnügen iſt die Luſt an der Exiſtenz eines Ge-

genſtandes. Nun hat man entweder ein contemplatives Wohlgefallen ohne Intereſſe oder ein praktiſches Wohlgefallen an einem Gegenſtande. Der Schmerz iſt die Unluſt an der Exiſtenz eines Gegenſtandes. Die Luſt, in ſo fern ſie von dem Sinne abhängt, heißt Vergnügen. Das Vergnügen iſt das Gefühl der Beförderung des Lebens; der Schmerz das Gefühl der Hemmung deſſelben. Jede Empfindung, welche uns unmittelbar nöthigt, aus dieſem Zuſtande, worinn wir uns befinden, herauszugehen, iſt unangenehm.

Ob das Vergnügen unabhängig vom Schmerze ſey oder der Schmerz unmittelbar vor dem Vergnügen hergehen müſſe, läßt ſich aus folgendem Raiſonnement erſehen: der Begriff des Gefühls der Beförderung des Lebens ſetzt allemal ein Gefühl der Hemmung deſſelben voraus, welches gehoben werden muß. Der Menſch fühlt ſein Leben gar nicht, er lebt aber, um zu fühlen. Der Stachel, der uns treibt, aus dem gegenwärtigen Zuſtande in einen andern hinüber zu gehen, iſt der Schmerz. Das Vergnügen genießt man alsdann erſt, wenn der Schmerz vorhergegangen iſt. Da wir nun ganz unwillkührlich beſtändig Mittel ſuchen, das Leben ſo geſchwind als möglich hinzubringen, ſo folgt daraus, daß daſſelbe eine zuſammenhängende Kette von Schmerz ſeyn müſſe. Wenn das Vergnügen alſo darinn beſteht, es dahin zu bringen, daß der Schmerz aufhöre, ſo kann das Vergnügen nicht fortdauernd ſeyn, weil es vom Schmerze immer wieder unterbrochen werden muß; man kann alſo nie mehr Vergnügen als Schmerz, aber wohl mehr Schmerz als Vergnügen haben. Das iſt die beſte Art des Genuſſes des Vergnügens, wo wir ſolche Mittel zur Hebung unſers Schmerzes anwenden, die wir am meiſten in unſerer Gewalt haben. Sich ſeines Lebens bewußt zu werden, iſt kein anderes Mittel, als thä-

tig zu ſeyn. Gleichgültig iſt der, bei dem ein Grad von Fühlloſigkeit ſtatt findet, den nichts afficirt. Gleichmüthig iſt der, welcher durch phyſiſche Gegenſtände nicht verändert wird.

Die Zufriedenheit iſt der Hauptzweck, welcher durch keinen Zuwachs und durch keine Verminderung aufgehoben werden kann.

Das Leben ſcheint uns glücklich, wenn es ſich glücklich geendigt hat. Menſchen, die ſich kindiſch über gute Glücksvorfälle freuen, verachten wir, und den Menſchen, der ſich über böſe Vorfälle zu ſehr betrübt, nennen wir weibiſch. Es wird alſo vorausgeſetzt, daß jeder Menſch einen gewiſſen Vorrath von Zufriedenheit haben müſſe. Daher findet man wohl zufriedene, aber nirgends glückſelige Leute. Alle Uebel in der Welt laſſen ſich aber ertragen und Troſtloſigkeit über dieſelben hängt blos von der Einbildungskraft ab. Zur Zufriedenheit gehört durchaus, daß die Menſchen ſich ſelbſt nichts vorwerfen dürfen. Launiſch iſt der, deſſen Meinung von ſeiner Glückſeligkeit wandelbar iſt.

Original zu ſeyn in Anſehung der Luſtigkeit beſteht darinn, daß man an etwas Vergnügen findet, worin es Andre gar nicht ſuchen; dies heißt auch gute Laune haben.

Empfindſamkeit iſt ein Vermögen, welches das Gefühl zu einer gewiſſen Reizbarkeit zu beſtimmen veranlaßt. Empfindlichkeit iſt das Gefühl, das reizbar iſt, ohne das Vermögen, ſie den Gegenſtänden angemeſſen zu machen und iſt eigentlich Verzärtelung des Gefühls, ſchwache Empfindſamkeit. Man findet ſehr häufig Leute, die mit dem Scheine einer theilnehmenden Empfindung pralen und die Rolle des Empfindſamen ſpielen. Mit guter Laune kann man viele geſellſchaftliche Beſchwerden übernehmen, eben ſo kann man mit derſelben das Laſter tadeln, da Spott oft mehr als heftiger, im

Zorn geäußerter Tadel auf den Laſterhaften wirkt; denn das Gemüth fühlt ſich ſelbſt unglücklich, wenn es Andere haſſen muß.

Tugend und Frömmigkeit kann ſehr wohl mit guter Laune beſtehen. Etwas zu Herzen nehmen, heißt etwas als einen Gegenſtand unſerer angelegenſten Zwecke betrachten, als ob es unſere eigne Glückſeligkeit beträfe.

Ein eitler Menſch nimmt nichts zu Herzen, ein Leichtſinniger iſt wohl von ſeinen Fehlern überzeugt, bereuet ſie aufrichtig, kann aber keine feſten Entſchlüſſe faſſen, alſo auch nichts zu Herzen nehmen.

Sich etwas zu Gemüthe ziehen, betrifft das Aufnehmen in das innere Princip der Unzufriedenheit, dies ſetzt allemal Betrübniß voraus über das Bewußtſeyn, daß man ſich unglücklich, elend und hülflos findet; man ſieht keine Zufriedenheit mehr voraus. Phyſiſche Uebel ſollen wir uns nicht zu Gemüthe ziehen; denn davon hängt unſere Stärke des Geiſtes ab. Sich etwas zu Gemüthe ziehen, heißt ſich der Freuden unfähig machen. Auch moraliſche Uebel ſollen wir uns nicht zu Gemüthe ziehen; denn der Gram, welcher die Luſt zum Leben verbittert, kann das Böſe nicht erſetzen, was dieſe Uebel verurſachen. Qual, Thränen u. dergl. über moraliſche Vergehen beſſern nicht, ſondern allein Aenderung der Lebensart. Die Summe der Vergnügungen zu vervielfältigen beſteht darin, daß man es ſo einrichte, daß die Vergnügungen immer höher ſteigen können. Das Quantum der Vergnügungen hat ſeine Gränzen; um dieſe alſo ſpät zu erreichen, muß man in der Jugend ſchon anfangen, ſich viele Vergnügungen zu verſagen. Die meiſten Vergnügungen ſind in der Ausſicht ſchöner als in dem Genuſſe. Die Vergnügungen, welche

aus den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften entſtehen, machen uns immer größerer Vergnügungen fähig.

Das Kapitel von der Luſt und Unluſt betrachtet blos das Angenehme und Unangehme. Was durch bloße Begriffe gefällt, nennt man gut. Dasjenige, deſſen Daſeyn gefällt oder mißfällt, iſt intereſſant. Was in der bloßen Beurtheilung ohne zu intereſſiren gefällt, nennen wir ſchön; ſo können z. B. der Ausputz eines Zimmers, Früchte und Blumen von Porzellan gefallen, ohne zu intereſſiren; dies nennt man auch Geſchmack woran finden.

Der Geſchmack iſt das Vermögen, durch den Sinn ein Wohlgefallen ohne Intereſſe zu finden. Die Denkungsart iſt das, wodurch der Menſch durch bloße Begriffe an etwas Wohlgefallen findet. Von den Gegenſtänden, die ich angenehm finde, beziehe ich das Gefühl blos auf mich, von denen, die man ſchön findet, aufs Allgemeine. Das Allgemeine eines Gefühls des Wohlgefallens iſt Geſchmack; dies Wohlgefallen muß aber auf Gründen beruhen, welche für jedermann gelten. Schönheit kann kein Wohlgefallen ſeyn, was ſich bei unvernünftigen Thieren findet.

Jedes Geſchmacksurtheil hat einen Grund a priori und kann nicht aus Erfahrung abgeleitet werden. Durch Sehen vieler ſchönen Gegenſtände bringen wir Andern die Regeln des Geſchmacks nicht bei. Erlernter Geſchmack iſt von dem Beifallgeben Anderer entſtanden. Wir würden nie Urtheilskraft haben, wenn wir ſie nicht an Gegenſtänden verſuchten. Der Grund a priori aber liegt in der Anlage zur Moralität in unſerm Subjecte, welche macht, daß alle Menſchen an dieſer oder jener Sache ein Gefallen finden müſſen. Der wahre und ächte Geſchmack iſt unzertrennlich vom moraliſchen Gefühle; das Schöne muß nicht prahleriſch, nicht prunk-

voll, nicht keck und kühn ſeyn. In Anſehung des Aeſte= tiſchen muß blos durch Einbildungskraft ein Wohlge= fallen erregt werden.

Beim Geſchmacke giebt es kein Intereſſe am Gegen= ſtande; denn das, was ſchön iſt, kann uns ganz gleich= gültig ſeyn.

Nicht bei allen Sachen kommt es darauf an, ob ſie uns gefallen, ſondern ob ſie uns intereſſiren. Der Grund des Urtheils des Geſchmacks iſt nicht objectiv. Zwiſchen dem Geſchmacke im allgemeinen Sinne des Worts und zwiſchen dem Organe iſt folgender Unter= ſchied: wir unterſcheiden nämlich Dinge, welche den Appetit und Dinge, welche den Geſchmack befriedigen, die man aber gänzlich entbehren könnte und die blos zur Unterhaltung und Verlängerung der Geſellſchaft dienen.

Rührung iſt Beförderung des Lebens, die aus vor= hergegangener Hemmung deſſelben entſtanden iſt. Reiz iſt eine unmittelbare Beförderung des Lebens. Das Wohlgefallen muß in der Reflexion beſtehen. Alle gute Handlungen verlieren von ihrem Werthe, wenn ſie zu ſehr geprieſen werden. Geſchmack und Neigung kann wirklich da angetroffen werden, wo gar kein Geſchmack iſt; ſie ſind nicht immer rühmlich, dagegen iſt das Ge= ſchmacksurtheil deſto beſſer.

Der Luxus iſt ein entbehrlicher Aufwand, mit Ge= ſchmack verbunden; der Aufwand ohne Geſchmack heißt luxuries. Der faſtus, das Ueberladene beſonders im Oriente zeigt falſchen Geſchmack. Der Mangel an Ge= ſchmack iſt größtentheils mit dem Mangel an Umgangs= eigenſchaften verbunden. Daß in unſern jetzigen Re= publiken der Geſchmack nicht herrſcht, welchen man in den alten griechiſchen Republiken antraf, kommt daher,

weil in den neuern nur immer die Vornehmern, in den alten aber jeder Bürger cultivirt war.

Geſchmack trifft man jetzt nur an Höfen an, wo viel Luxus und Eitelkeit herrſcht. Wer modiſch in ſeiner Wahl iſt, zeigt juſt nicht Geſchmack, ſondern blos Geſelligkeit; denn die Veränderlichkeit macht blos, daß die Sache anders, nicht immer, daß ſie beſſer ſey.

Claſſiſch heißt, was beſtändig, was Jahrhunderte hindurch gefällt. Der ächte Geſchmack bedarf Muſter, welche dazu dienen, daß er in der Folge ausdauert.

Das Begehrungsvermögen.

Das Begehrungsvermögen iſt das Vermögen eines Weſens, durch Vorſtellungen Urſache dieſer Vorſtellungen zu werden. Die verſchiednen Stufen des Begehrungsvermögens ſind Hang, Inſtinkt, Neigung und Leidenſchaft.

Hang iſt das Subject, welches den Grund der Möglichkeit gewiſſer Begierden enthält; ſo haben z. B. alle rohen Menſchen einen Hang ſich zu berauſchen, alle Mädchen einen Hang zum Putze und zur Eitelkeit.

Inſtinkt iſt blinde Begierde, Begierde ohne Kenntniß des Gegenſtandes.

Neigung iſt eine habituelle Begierde, welche eine ſubjective Nothwendigkeit enthält, die theils durch öftere Befriedigung der Begierde erzeugt, theils angeboren ſeyn kann.

Leidenſchaft iſt die Neigung, welche uns unvermögend macht, den Gegenſtand der Neigung mit der Summe andrer Neigungen zu vergleichen. Leidenſchaft hat eine beſondere Analogie mit den Affecten, welche zum Gefühle der Luſt und Unluſt gehören, ſo wie die Leidenſchaft zum Begehrungsvermögen gehört. Schrecken, Schaam, Furcht, Zorn ſind nicht Leidenſchaften, ſondern Affec-

ten. Affect nennt man auch Gemüthsbewegung, welches aber die Leidenſchaft nicht iſt, ſondern dieſe beſteht vielmehr in einer brütenden, an einen Gegenſtand gehefteten Neigung, welche das Gemüth gleichſam feſſelt, erſtarrend macht, aber gar nicht bewegt. Das Gemüth außer Faſſung bringen, iſt Affect. Dieſer iſt gleichſam ein durch einen Damm plötzlich brechender Strom, Leidenſchaft aber hat ihre dauernden Quellen. Was der Affect nicht in der Geſchwindigkeit thut, das führt er gar nicht aus. Gehemmte Leidenſchaft wird immer ſtärker. Wo viel Affect iſt, da iſt wenig Leidenſchaft; dagegen wo viel Leidenſchaft iſt, da iſt wenig Affect. Bei Einwurzelung einer Leidenſchaft kann jemand planmäßig zu Werke gehen. Wer einmal ſchon Affecten unterworfen iſt, der kann ſchwer davon los kommen. Betrübt kann jemand über das Leiden einer Perſon ſeyn, die er liebt, nur muß die Betrübniß nicht in Trauern oder Gram übergehen. Affecten machen, daß Theile oft das Ganze überwiegen. Affect beweiſet Mangel an Vernunftherrſchaft. Gerührt muß der ſeyn, der rühren will, aber nicht mit Affect. Die größten Dichter ſind eben gegen die Gedichte am gleichgültigſten.

Die franzöſiſche Nation iſt ſo glücklich, ſich in die Situationen Andrer verſetzen zu können, z. B. klagen ohne traurig, rühren ohne gerührt zu ſeyn u. ſ. w. Wenn ein Menſch wirklich in Affect iſt, ſo ſetzt er gewöhnlich Andre auch in Affect. Das Gemüth fühlt ſich nur in einer einzigen Empfindung. Daß der Menſch es bis zum Affecte kommen läßt, iſt tadelhaft, daß er aber im Affect dieſes oder jenes begeht, kann nicht getadelt werden.

Die Natur hat uns den Hang zu den Affecten proviſoriſch gegeben, nicht etwa, daß wir uns bei Entwickelung der Vernunft denſelben auch nachher überlaſſen ſol-

len, z. B. den Trieb zur Erhaltung des Lebens und der Freiheit, den Geſchlechtstrieb ꝛc.

Je höher der Gegenſtand, deſto ſchädlicher iſt Affect dabei. Dem Affecte iſt Gleichmüthigkeit als ein Gegengewicht der Empfindung entgegengeſetzt. Seiner immer ſelbſt mächtig zu ſeyn, iſt ein großes Talent. Wenn wir manchmal nicht umhin können, in die größte Empfindung geſetzt zu werden, ſo iſt es doch immer ſehr gut, ſich zu faſſen.

Eine Art von Gleichmüthigkeit kann dem Menſchen nicht zur Ehre gereichen, wenn er zu wenig Empfindung hat, um von etwas gereizt zu werden. Alle Affecten gehen auf den gegenwärtigen Gegenſtand ob futura consequentia. Hoffnung und Furcht ſind nicht immer Affecten; Selbſtgenügſamkeit eines Menſchen, in ſo fern er rechtſchaffen denkt.

Wer ſich mit Hoffnung nährt und mit Furcht plagt, iſt ein Thor, weil gewöhnlich die Folgen der Erwartung nicht entſprechen. Hoffnung kann in ſo fern muthig ſeyn, als ſie auch mit dem Fehlſchlagen zufrieden iſt, eben ſo auch Furcht. Hoffnung und Furcht nähren, iſt weibiſch. Muß man einen Menſchen ſchon durch Hoffnungen aufrecht zu erhalten ſuchen, ſo iſt es für ihn alsdann deſto ſchlimmer, wenn er ſich in ſeinen Hoffnungen betrogen findet. Affect würde alſo nicht Betrübniß, ſondern Traurigkeit ſeyn. Betrübniß aber iſt ein Ereigniß im Gemüth, worüber man Schmerz empfindet. Traurig ſeyn beſteht aber darinnen, daß man ſich für unglücklich hält, weil man den Schmerz fühlt.

Man iſt froh, daß man einer Gefahr entgangen iſt, daß man eine Arbeit zurückgelegt hat. Affect iſt eine ſolche Gemüthsbewegung, welche macht, daß der Menſch ſich nicht ſelbſt beherrſchen kann; der Grund davon iſt die Einbildungskraft, in ſo fern ſich etwas auf das Zukünftige bezieht. Man hat wenige Beiſpiele, daß

Menſchen vor Betrübniß, wohl aber viele, daß Menſchen vor Freude geſtorben ſind.

Der Glückliche hoffet und fürchtet nicht mit Affect. Die Zufriedenheit mit ſeinem Stande zieht allemal das Seyn dem Nichtſeyn vor, ungeachtet ihm noch vieles fehlen kann. Man kann vieles wünſchen, aber auch vieles entbehren, man muß allem Vergnügen die Entbehrlichkeit vorbehalten und bei jedem Uebel, das uns bevorſteht, bei Zeiten an die Ertragung denken. Unglück beſteht in dem Widerwillen gegen ſeine Exiſtenz.

Mancher Menſch findet ein Vergnügen daran, ſich ſelbſt zu quälen, zu grämen und zu trauern.

Hoffnung wird dem Menſchen, wenn er ſich an ſonſt nichts halten kann, eine ſchwache Stütze; daher rechnet auch der klügſte Theil der Menſchen ſehr wenig auf Hoffnungen; Schwache hingegen hoffen alles, wenn es auch ſogar Unmöglichkeiten wären. Alle Hoffnungen machen aber feig. Es iſt alſo immer beſſer, ſich die Uebel größer vorzuſtellen, als ſie ſind. Niedergeſchlagenheit iſt eine Betrübniß, die uns unſern Zuſtand als ein Unglück vorſtellt, welches wir weder ertragen noch abwenden würden. Der Menſch, der gegen jedes Uebel muthig und ſich keines Unrechts bewußt iſt, kann nie niedergeſchlagen werden.

Man hat eine zwiefache Art von Verzweifelung, nämlich die muthige und die zaghafte; jene entſteht aus dem Unwillen über ſein Schickſal, dieſe aus der Zaghaftigkeit, daß man das Uebel nicht werde ertragen können.

Schwermüthige Verzweifelung entſteht aus Gram; wilde Verzweifelung aus Entrüſtung, aus Ungeduld über ſein widriges Schickſal und iſt gewöhnlich mit dem Vorſatze, ſein Leben aufzuopfern, verbunden. Der Menſch, deſſen Leben gar keinen großen Werth hat, ſetzt gewöhnlich ſelbſt einen ſehr großen Werth darauf,

und ſo umgekehrt. Furcht läßt ſich oft durch Scherz brechen, ausgenommen diejenige, welche aus Aberglauben entſtanden iſt. Der Menſch, der ſich ſelbſt unglücklich glaubt, der durch Uebel niedergeſchlagen iſt, hat kein Wohlgefallen an der Freude Anderer, und iſt in ſo fern boshaft, als er ſich nur da freuet, wenn Andere auch leiden. Angſt, Bangigkeit und Grauen ſind Grade der Furcht. Grauen iſt die Furcht vor dem erſten Anfange des Uebels. Muth und Herzhaftigkeit beziehen ſich auf drohende Uebel. Der Herzhafte erſchrickt nicht, der Muthige weicht nicht und hat es auf die Dauer angeſehen. Jener iſt eine Eigenſchaft des Temperaments, dieſe des Charakters. Herzhaftigkeit iſt der Schüchternheit entgegen geſetzt, ſo wie Muth der Zaghaftigkeit. Schändliche Zaghaftigkeit iſt Feigheit. Ein Poltron iſt eigentlich Einer, der ſich den Daumen abgehauen hat, um nicht dienen zu dürfen. Der Muth iſt der ächte, der ohne Affect iſt. Es hat noch niemals einen herzhaften braven Mann gegeben, der nicht manchmal zaghaft geweſen wäre. Die Verzweifelung der wilden Americaner beſteht gewöhnlich darin, daß ſie die Waffen wegwerfen und ſich freiwillig ermorden laſſen.

Zorn findet beim Muthe ſtatt; jener iſt ein rüſtiger, die Schaam ein niederſchlagender Affect. Mitleiden iſt ein ſchmerzhafter Affect, welcher die Kräfte erſchlaffet. Aerger iſt eine innere Kränkung, mit dem Bewußtſeyn ſeines Unvermögens, ſeinen Unwillen ausbrechen zu laſſen, verbunden. Zorn iſt eine innere Kränkung, wo man Andern ſeinen Unwillen fühlen läßt. Wer beim Zorne blaß wird, der iſt in Bereitſchaft loszuſchlagen; denn er fürchtet die Gefahr und das Unglück, welches daraus entſtehen wird; wer aber im Zorn roth wird, der ſchämt und ärgert ſich, daß er an Andern nicht gleichſam ſeinen Zorn auslaſſen kann, er trägt ihn aber nach; denn er haßt ſie wegen der ihm

zugefügten Beleidigung. Verſchluckter Zorn wird Aerger, und iſt allemal der Geſundheit nachtheilig. Haß iſt ein Widerwille gegen Andere, welcher habituel iſt, und iſt alſo Leidenſchaft. Ein Zorn, der ſeinen Zweck nicht erreicht hat, bringt Haß hervor. Der geiſtliche Haß iſt der unverſöhnlichſte, nach ihm kommt der Haß der Frauenzimmer. Der geiſtige Vorzug kann nicht erzwungen, ſondern muß freiwillig zugeſtanden werden. Wir ſympatiſiren mit einigen Affecten, z. B. mit Trauren, Schmerz, aber mit Zorn und Neid ſympatiſiren wir nicht, und zwar aus folgendem Grunde, weil Traurigkeit nicht der Moralität der Menſchen ſo zuwider iſt, wie Zorn und Neid. Bewunderung iſt Fortdauer der Verwunderung. Anfang der Befremdung aber iſt Verwunderung. Wenn wir über einen Gegenſtand reflectiren, und immer noch mehreres unbekanntes daran finden, ſo bewundern wir den Gegenſtand, z. B. ſo können wir die Eigenſchaften des Magnets bewundern, weil je mehr wir reflectiren, deſto weniger begreifen wir, wie dies zugeht. Der thätigſte unter allen Affecten iſt die Schaam. Blödigkeit iſt das Bewußtſeyn, daß man ſich nicht zu benehmen wiſſe, daß man nicht gefalle ꝛc. Schaam bringt aus aller Faſſung, man thut in derſelben gerade das, was man nicht thun wollte. Schreck, Zorn und Schaam ſind von der Art, daß man der mit ihnen verknüpften Gefahr nicht entgeht, ſondern ihr unterliegt (oder Schreck, Zorn und Schaam ſind Affecten des Schmerzes, welche ſich unfähig machen, den Affect abzuwenden). Der Zornige und der Blöde ſind immer mit ſich ſelbſt unzufrieden. Der Blödigkeit iſt die Freimüthigkeit entgegen geſetzt, welche in der Tugend beſteht, daß man von Andern keine Verachtung beſorgt. Das Widerſpiel von der Blödigkeit iſt die Dreuſtigkeit oder das unbeſcheidene Zutrauen einer Selbſtzufriedenheit, welchem an dem Urtheile Andrer nichts gelegen iſt. Lachen

und Weinen ſind zwei Affecte, welche das Gemüth nur oberflächlich berühren. Lachen beſteht aber in einer plötzlichen Verwandelung einer geſpannten Erwartung in nichts; je plötzlicher, deſto lächerlicher. Wer leicht lacht, iſt ein Geck; wer gern lacht, iſt nicht zu tadeln. Etwas erfinden, was andere zum Lachen macht, iſt ſo leicht nicht. Das Lachen iſt gutartig, wenn der, über den man lacht, mit lachen kann. Beim Lachen ſtößt man viel Luft aus, beim Weinen zieht man viel Luft ein. Weinen iſt Wehmuth aus dem Unvermögen, ein Uebel zu heben. Großmuth und Dankbarkeit reitzen zu Thränen.

Der Affect iſt ein Gefühl, welches das Gemüth des Menſchen außer Stand ſetzt, nach Begriffen zu urtheilen. Leidenſchaft iſt eine Neigung, welche das Gemüth außer Stand ſetzt, nach Grundſätzen zu handeln, eine fortdauernde Begierde. Leute, die oft Affecten unterworfen ſind, ſind gewöhnlich gute ehrliche Leute, nur ſind ſie ſehr ſchwach; die Leidenſchaftlichen haben aber etwas Bösartiges an ſich. Affect iſt ein fieberhafter Anfall, Leidenſchaft aber eine eingewurzelte Peſt. Affect kann wohl großen Schaden anrichten, Leidenſchaft aber macht unausbleiblich unglücklich.

Die Neigung zur Freiheit iſt von Natur unter allen die größte. Freiheit allein kann den Handlungen der Menſchen einen Werth geben. Es iſt ein großes Kunſtſtück, ſich ſelbſt aus dem Principe der Freiheit einen Zwang aufzulegen, in ſo fern die Freiheit eines jeden nicht mit der Freiheit Anderer beſtehen kann. Die Unabhängigkeit der Freiheit iſt aber auch ſehr oft Neigung zur Faulheit; daher kommt es denn auch, daß alle faule Leute ſich vornehm dünken, weil ſie nicht zur Arbeit gezwungen werden. Bei der Nation, wo viel Faulheit herrſcht, iſt wenig Unterwürfigkeit. Der Tunguſe verachtet die Viehzucht, der Tatar den Ackerbau, der Ruſſe die Manufacturen. Kindern muß man immer das Be=

wußtſeyn der Freiheit laſſen, in ſo fern ſie Andern nicht dadurch ſchaden. Regierungen werden ſchlecht verwaltet, wo die Unterthanen nicht einmal einen Begriff von Freiheit haben. Mundus regitur opinionibus, bleibt immer ein ſehr wahres und gutes Regierungsprincip.

Faulheit kann zwiefach ſeyn, entweder die träge, welche einen Abſcheu gegen den Gebrauch der Kräfte hat, entweder aus Mangel derſelben oder aus Ungewohnheit, ſie zu gebrauchen; oder die üppige, welche ſich zwar immer beſchäfftigt, aber blos um ſich zu vergnügen; denn arbeiten heißt ſich mit Beſchwerde beſchäfftigen, um einen künftigen Vortheil zu erreichen. Faulheit iſt immer etwas Schimpfliches, weil wir durch ſie den Zweck unſers Daſeyns verfehlen.

Es giebt dreierlei Arten ſeine Neigungen zu befriedigen, und um Einfluß auf Menſchen zu bekommen, durch Ehre, durch Gewalt und durch Geld. Die Triebfedern der Ehre ſind bei weitem nicht ſo ſtark als die der Furcht, und laſſen wir Anſprüche auf Ehre merken, ſo werden wir nur Andere damit beleidigen; denn die Menſchen ſind zwar ehrſüchtig, aber doch noch mehr herrſchſüchtig. Unter allen obigen Mitteln, ſeine Abſichten zu erreichen, iſt Geld das vorzüglichſte. Wer das Geld leidenſchaftlich liebt, iſt niederträchtig; denn je mehr man Geld hat, deſto weniger braucht man andere Eigenſchaften zu beſitzen, welche uns einigen Werth geben könnten. Die Geldbegierde bekommt ihren Namen nicht von dem Zwecke, ſondern von den Mitteln.

Wahn iſt eine jede Illuſion; und die Neigungen des Wahns ſind ſolche, wo man blos Mittel will, ohne einen Zweck zu haben. Die Neigungen des Wahns können am ſchwerſten gehoben werden. Ehrſucht iſt, wo jemand die Ehre zur Leidenſchaft ohne Zweck macht. Herrſchſucht kann nie eine Befriedigung gewähren, welche den Bemühungen des Herrſchſüchtigen entſpräche. Hab-

ſucht iſt auch eine Neigung des Wahns, wenn einer le= diglich auf den Beſitz der Güter als der Mittel geht, ohne zu wiſſen, ob er je davon werde Gebrauch machen können. Neigungen von dieſer Art können zu den hef= tigſten Leidenſchaften werden.

Neigungen können aber zwiefach ſeyn, entweder zu genießen oder zu handeln. Bei Einigen herrſcht die Neigung zu handeln, welche in der Neigung zur Arbeit oder zum Spiele beſteht, zum letztern gehören Geſellſchaf= ten, Muſik, Tanz u. ſ. w. Bei Andern herrſcht die Neigung zu genießen, wozu auch die Faulheit gehört.

Die Neigung zum Leben und zum Geſchlechte ſind die beiden Neigungen, welche die Natur in uns gelegt hat und welche nie ausgerottet werden können. Es giebt gewiſſe Juriſten, welche die Neigung zum Geſchlechte verwerfen; ſo giebt es auch Phantaſten, welche die Nei= gung zum Leben mißbilligen. Mit der Liebe zum Ge= ſchlechte kann man prahlen, aber nicht mit der Liebe zum Leben. Der Würde des Lebens kann man ſich nur al= lein ſelbſt berauben. So lange der Menſch lebt, kann er immer etwas thun, was der Menſchheit Ehre macht. Geſchlechtsliebe kann angeſehen werden als blo= ße Neigung des Genuſſes oder als Neigung der Hoch= achtung. Geſchlechtsneigung nennt man auch Liebe, weil die Natur in uns den thieriſchen Genuß mit dem mo= raliſchen der Liebe verknüpft hat. Die Liebe kann ſo verfeinert werden, daß ſie den ausgebreitetſten Vortheil ſchafft. Außer dieſen giebt es noch andere Neigungen, welche zum Umgange gehören. Geſellig ſeyn iſt Pflicht. Geſellſchaftlich ſeyn iſt ſchon ein Fehler. So iſt es un= ter andern wunderbar, daß alle Völker, ja ſogar die unkultivirteſten, eine Neigung zum Spiele haben, wel= che bei den Chineſen am ſtärkſten iſt. Daß Spiel Lei= denſchaft iſt, kann gar nicht beſtritten werden. Das Vergnügen beim Spiele beſteht in der Abwechslung der

Affecten, als Furcht, Hoffnung, Freude ꝛc. Faulheit, Falſchheit und Feigheit ſind drei unentbehrliche Laſter. Feigheit iſt in dieſem Sinne Schüchternheit, das Leben zu verlieren; ſollte man ſie entbehren, ſo müßte man dem Menſchen erſt die Bosheit nehmen, ſonſt würde Kühnheit mit Stärke verknüpft das ganze Menſchengeſchlecht aufreiben. Faulheit, als Gegengewicht eines übertriebenen Fleißes, iſt auch ein ſehr nothwendiges Uebel; denn wenn Menſchen unermüdet fortarbeiteten, ſo würden ſie ſich endlich ſelbſt aufreiben. Falſchheit, welche auf der Beſorgniß, daß Andre über uns die Oberhand bekommen möchten, beruht, muß, um dieß zu vermeiden, alle Schwächen zu verſtecken, und Andere von dem und jenem, was ihnen ſchaden könnte, durch Liſt abzubringen ſuchen. Sittſamkeit iſt Schein der ſittlichen Reinigkeit, welche die Achtung Anderer verdient; wäre dieſer Schein nicht, ſo würde kein Menſch mehr an Niederträchtigkeiten Anſtoß nehmen und ſich ſelbſt nicht mehr ſchämen. Die Neigung des Scheins hat den Nutzen, viele Laſter zu unterdrücken. Wenn wir die Menſchen nach ihrer Natur ohne Schein nehmen und uns auf die Aufrichtigkeit eines jeden verlaſſen könnten, der Menſch aber alle übrigen Leidenſchaften dabei behielte, ſo würde daraus das größte Unglück für die menſchliche Geſellſchaft entſtehen, welches die Falſchheit, wenn ſie da iſt, abwendet. Die Natur wollte, daß gewiſſe Zwecke mit Anſpannung aller Kräfte erreicht würden.

Das, was unſre Neigungen unterhält und uns mit denſelben ſpielen läßt, finden wir im Umgange; denn die Geſellſchaft dient dazu, den Menſchen zu beleben und ſeine Neigungen zu unterhalten, ohne ſie in Leidenſchaften ausarten zu laſſen. In der bürgerlichen Geſellſchaft iſt alles auf Befriedigung der Eigenliebe und des Nuzzens angeſehen; im geſellſchaftlichen Umgange aber wollen wir blos für Andre zu wirken ſcheinen. Geſellſchaft

und Umgang bilden den Menſchen und unterhalten ſeine Gemüthskräfte; in ihnen kann das Gemüth bewegt, aber auch in Ruhe ſeyn. Durch dieſes freie Spiel der Affecten wird alle Einwurzelung der Affecten verhütet. Aller Umgang aber beſteht entweder in Geſpräch, oder Spiel d. h. in ſprachloſer Unterhaltung, als in Muſik, Tanz oder in dem eigentlichen Spiele. Das Geſpräch, die nützlichſte Unterhaltung, erſchöpft ſich endlich. Muſik iſt eigentlich nicht geſellſchaftliche Unterhaltung, weil nicht jeder zur Unterhaltung des Andern etwas beiträgt. Das eigentliche Spiel aber kann die meiſte Unterhaltung geben. Im Umgange muß eigentlich jeder ſcheinen, ſich nicht etwa ſelbſt, ſondern blos Andere unterhalten zu wollen; ſo muß er auch beſtändig Andern Gelegenheit geben, ſich zu ihrem Vortheile zu zeigen, und man glänzt ſicher in den Augen der Andern am meiſten, wenn man ihnen Gelegenheit giebt, ſelbſt zu glänzen. Beim eigentlichen Spiele ſucht man das Intereſſe darinn, daß der Eine etwas gewinnt, der Andere aber etwas verliert, ſollte dieß auch blos die Ehre ſeyn. Spiel iſt eine Beſchäftigung, die durch ſich ſelbſt vergnügt; das Vergnügen beim Spiele beſteht in dem großen Wechſel der Affecten, wobei der menſchliche Körper heftig afficirt wird. Das Spiel um ſo viel Geld, als man wohl manchmal entbehren kann, iſt eine Convention des Eigennutzes, welche jedoch mit allen Aeußerungen der Theilnehmung an dem Vergnügen Anderer beſtehen kann; es muß dabei aber allemal das geſellſchaftlichſte Betragen angenommen werden.

Moralität des Spiels. Es iſt einmal die Art der Moralität, Gegenſtände aufzuſuchen, wobei wir unſere Affecten unterdrücken lernen. Das Spiel aber hält wirklich unſere Affecten an, ſowohl übertriebene Freude als allzu heftigen Schmerz; es iſt die ſtärkſte Uebung

der Macht über uns ſelbſt und unterhält unter allem übrigen am längſten.

In England ſind Thee- und Kamin-Geſellſchaften, welche letztere durch die Kälte veranlaßt werden, häufig Mode; es wird auch überhaupt in England mehr Thee getrunken, als in allen übrigen Theilen Europa's zuſammengenommen. Gewöhnlich verbindet man Genuß mit Unterhaltung, wo ſich denn unter andern die Mahlzeit am Vorzüglichſten auszeichnet. Das Abſurdeſte bei Mahlzeiten iſt die Tafelmuſik. Ein Gelag nennt man eine ſo große Geſellſchaft, worin man ſich nicht allgemein unterhalten kann, ſondern ſich wieder in kleinere Zirkel theilen muß. Eine Tiſchgeſellſchaft muß nie aus mehr als neun und nie aus weniger als aus drei Perſonen beſtehen. Aus Geſellſchaften kommt man allemal gebildeter und erfahrner zurück, als man hineingegangen iſt. Die Unterhaltung kann nun aber beſtehen im Erzählen, Raiſonniren und Scherzen. Gewöhnlich erzählt man zuerſt Stadt- und Staatsneuigkeiten, welche zum Raiſonnement Anlaß geben; beim Raiſonniren fängt nun ſchon eine Art von Wettſtreit an, welcher zur Hitze verleitet; dieß befördert aber außerordentlich die Verdauung, nur muß die Hitze nie beleidigend, das Raiſonniren nie Geſchäft werden, ſondern blos Spiel bleiben. Das Raiſonniren kann ſehr lange unterhalten, ſo bald es aber Geſchäft wird, weicht es von ſeinem Zwecke ab. Es folgt dann gewöhnlich der Scherz, der aber nie abſichtlich, noch viel weniger Geſchäft ſeyn muß. Es iſt nothwendig, daß jeder in der Geſellſchaft dem Andern Anlaß giebt, etwas zur Unterhaltung des Ganzen beizutragen. Je länger das Stillſchweigen in einer Geſellſchaft dauert, deſto furchtſamer wird man, es aufzuheben. Rechthaberei kann in Geſellſchaften leicht in Affect übergehen; doch kommt es hier nicht ſowohl auf den Inhalt des Widerſpruches,

als auf den Ton an, in welchem etwas geſagt wird; denn es kann ein Menſch in Rückſicht des Inhalts, aber nicht in Rückſicht des Tons recht haben.

Die Elementarlehre vom Menſchen beſtand darinn, daß wir alle Eigenſchaften der Menſchen auseinander ſezten, und die Verknüpfung aller dieſer Eigenſchaften iſt die Methodenlehre oder die Charakteriſtik des Menſchen. Es giebt aber verſchiedene Arten von Charakteren, z. B. jenen der einzelnen Perſon, des Geſchlechts, des Volks, der Race. Der Menſch kann charakteriſirt werden nach ſeiner Natur und nach ſeinem freihandelnden Weſen; als Naturweſen läßt er ſich leicht charakteriſiren, als freihandelndes Weſen aber deſto ſchwerer. Dieſes Kennzeichen des Menſchen, als freihandelndes Weſen betrachtet, nennt man, ſtreng genommen, den Charakter oder die Denkungsart. Ihnen iſt die Sinnesart entgegengeſetzt. Man unterſcheidet Kopf (Gemüthsgaben, entweder Fähigkeit und Naturell oder Talent) und Herz (Temperament nennt man die Eigenſchaften, welche zur Sinnesart gehören).

1) Der Menſch betrachtet von Seiten des Kopfs, entweder nach ſeinem Naturell oder nach ſeiner Fähigkeit etwas zu lernen, oder nach ſeinem Talent oder Geiſte als Fähigkeit etwas zu erfinden. Manche Nationen haben Fähigkeit etwas zu lernen; z. B. die Ruſſen, aber dabei nicht die Fähigkeit zu lehren. Wenn wir von dem guten Herzen eines Menſchen reden, ſo meinen wir nicht ſeinen Charakter. Das Herz bezieht ſich aufs Begehrungsvermögen und auf das Gefühl der Luſt und Unluſt als Temperament; der Kopf aufs Erkenntnißvermögen. Diejenigen, welche ſich beſtändig nach dem Sinne Anderer fügen, haben zwar ein gutes Gemüth, aber eben deshalb verachtet man ſie. Derjenige, welcher ein gutes Herz hat, d. h. wer ſtets von

ſelbſt angetrieben wird, Gutes zu thun, ſo fern dieß als Temperaments-Eigenſchaft betrachtet wird, ſezt immer ſchon eine Thätigkeit voraus, welche beim guten Gemüthe nicht ſtatt finden kann. Redlich und dumm ſeyn iſt eine Unmöglichkeit; denn redlich kann man nur aus Grundſätzen ſeyn. Hingegen ehrlich und dumm läßt ſich recht gut zuſammen denken; von dieſen Leuten ſagt man auch, ſie haben ein gutes Gemüth. Einer, der aus Grundſätzen wohlthut, muß nie auf Dank rechnen. Von Kindern, welche die Thiere plagen und es noch thun, wenn ſie heranwachſen, kann man ſagen, ſie haben ein böſes Herz; ſonſt muß man blos annehmen, daß ſie ihre Kräfte haben verſuchen wollen. Gutherzigkeit bei Kindern zu erregen iſt läppiſch.

Unter Temperamenten, phyſiologiſch betrachtet, verſteht man die Flüſſigkeiten im Körper; es kommt hiebei alles auf die Miſchung des Bluts an, ob jemand dick- oder dünnblütig, viel oder wenig Galle im Blute hat. Unter Temperamenten im pſychologiſchen Sinne des Worts verſteht man die Proportion des Gefühls- und Begehrungsvermögens. Das Begehrungsvermögen nennt man ſonſt auch Triebfedern. Die Temperamente theilt man ein in

Temperamente des Gefühls (Leidenheit),	oder der Thätigkeit,
leicht-ſanguiniſch od. ſchwerblütig od. melancholiſch	choleriſch oder phlegmatiſch.

Leichtblütig heißt der, welcher ſtark, aber leicht afficirt wird, bei dem es aber nicht tief eindringt, der wenig nachempfindet. Schwerblütig iſt der, welcher ſtark afficirt wird und bei dem der Eindruck lange bleibt. Der Sanguineus verſpricht mit der größten Redlichkeit, er denkt aber nicht mehr, weder an ſein Verſprechen, noch an die Wichtigkeit deſſelben, ſondern

vergißt es ganz, iſt ſorglos, und immer vergnügt; er faßt leicht Hoffnungen und hält ſich ſo lange an dieſelben als möglich; er ſcheint vieles mit Wichtigkeit zu thun, nur muß das Geſchäft wenige Augenblicke dauern; er iſt geſprächig, ſcherzhaft, weil er mit allen Dingen gleichſam nur ſpielt; er iſt nicht böſe, aber ein ſchwer zu bekehrender Sünder, weil er den Fehler wohl bald bereuet, aber ſich niemals beſſert. Das Object des Sanguineus iſt die Wolluſt, weil ſich mit den Neigungen zum Geſchlecht die flatterhafteſten und veränderlichſten Vergnügungen verbinden laſſen. Das Object des Melancholikus iſt der Geiz, der dieſem Temperamente auch am angemeſſenſten iſt, weil dabei immer einerlei Arbeit, Brüten, Sammeln und Sparen vorkommt. Der Melancholikus kann herrſchſüchtig und grauſam ſeyn; er verſpricht nicht leicht, verſpricht er aber einmal, ſo hält ers gewiß, weil er ſich bei allen Verſprechen blos die Schwierigkeit der Erfüllung vorſtellt; er denkt nach und iſt gründlich und deswegen auch nützlich; er brütet über den Gegenſtänden und ſezt in Jeden derſelben einen Grad von Wichtigkeit; er iſt aus Temperamentsneigung ſtets wegen der Zukunft beſorgt; er vergibt Beleidigungen nicht; beim Melancholikus iſt Enthuſiasmus und Fanatismus wie zu Hauſe.

Den Choleriſchen nennt man warmblütig, den Pflegmatiſchen kaltblütig. Der Choleriſche iſt auffahrend, übereilt, verſöhnt ſich aber bald wieder und trägt Niemandem etwas nach. Das Object des Choleriſchen iſt die Ehrbegierde, ſo wie die Ruhe das Object des Pflegmatiſchen.

Wo eine ſchnelle Reizbarkeit angetroffen wird, da iſt immer die Ehre die Urſache davon. Der Affect des Zorns ſtimmt mit dem choleriſchen Temperamente am beſten überein; denn er iſt eine geſchwinde, raſch vor-

übergehende Thätigkeit. Die Neigung zum Zorne hängt mit der Ehrbegierde genau zuſammen. Die Geſchäftigkeit des Choleriſchen beſteht nicht in Beobachtung der Pflicht, ſondern blos darinn, daß man durch ſie Einfluß auf Andere erhalten will. Der Choleriſche iſt ſehr unternehmend und ſcheint ſich gut zu einem Befehlshaber zu ſchicken, allein durch den Ton, mit dem er befiehlt, wird er überall beleidigen, Andre erniedrigen und dadurch viele Händel verurſachen, weil ihm Niemand wird folgen wollen. Er iſt großmüthig und freigebig, aber nicht gerecht; denn er glaubt, daß er nur allein immer Recht haben könne; die Gerechtigkeit beſteht aber größtentheils in der Anerkennung des Rechts Anderer. Der Hochmüthige wird alſo nie gerecht ſeyn; denn er thut alles blos aus Gnade gegen Andre, nicht daß ſie ein Recht hätten, etwas von ihm zu fordern; er iſt alſo ſehr geneigt Andere in ſeinen Schutz zu nehmen, doch ohne ſie zu lieben; denn er liebt Niemanden außer ſich ſelbſt. Er ſcheint immer klüger zu ſeyn als er wirklich iſt und iſt ſehr ordentlich, wenn es darauf ankommt, Andere in Ordnung zu halten. Der Choleriſche iſt nicht geitzig, aber er iſt habſüchtig. Karger Geitz iſt nicht ungerecht. Die Höflichkeit des Choleriſchen iſt blos Ceremonie und ſein Ton der Ueberlegenheit in der Höflichkeit iſt ſchon beleidigend. Er ſchickt ſich daher am wenigſten unter ſeines Gleichen; bei Vornehmern, als er iſt, kann er aber auch große Demuth affectiren; als Schriftſteller hat er viel Methode, aber wenig Genie.

Der Affect des Phlegmatiſchen iſt laß, und er wird ſchwer anhaltend bewegt, ſein Gemüth bleibt aber, wenn auch der Körper noch ſo ſehr afficirt wird, immer dabei ruhig. Sein Fleiß iſt emſig. Phlegma haben und phlegmatiſch ſeyn, ſind zwei von einander himmelweit

verſchiedene Dinge; denn ſagt man von Jemandem, daß er Pflegma habe, ſo heißt dieß, er beſitzt eine Stärke der Seele, er hat das Gemüth und alle Seelenkräfte ganz in ſeiner Gewalt, er kann nie außer Faſſung gebracht werden. Dagegen heißt pflegmatiſch ſeyn, ſchwach ſeyn, einen gänzlichen Mangel der Wärme haben, welche zur Belebung dient.

Das pflegmatiſche Temperament gränzt ſchon ſehr an Unthätigkeit. Die ganze Thätigkeit des Pflegmatiſchen zielt nur darauf, ſich Ruhe und dauernden Genuß zu verſchaffen. Er giebt die allerbeſten Zwecke auf, wenn ſie Mühe koſten. Der, welcher Pflegma hat, wird auch warm, aber nur nach und nach; er iſt langſam in der Thätigkeit, weil er vorher alles reiflich überlegt und genau beurtheilt; er iſt daher von feſten und dauerhaften Vorſätzen, und darf, da er ſich nie übereilt, ſelten etwas bereuen.

Gefühlloſigkeit kann oft wie Stärke der Seele ausſehen. Viel Verdienſte bei vielem Pflegma glänzen gar nicht und können alſo auch nicht beleidigen. Wer Pflegma hat, iſt über jeden, der Affecten unterworfen iſt, Herr. Pflegma iſt alſo eine Vollkommenheit, welche zu jedem Temperamente paßt.

In der Religion iſt der Sanguineus Spötter, der Melancholikus Schwärmer, der Cholerikus Orthodoxe und der Pflegmatikus Heuchler.

Im Amte iſt der Sanguineus unordentlich, der Melancholikus ſcrupulös, der Cholerikus ordentlich, liebt aber ſehr das Formelle, der Pflegmatikus mechaniſch.

Als Schriftſteller iſt der Sanguineus witzig und populär, der Melancholikus tief und dunkel, dabei aber originell, der Cholerikus iſt methodiſch und deutlich, der Pflegmatikus mühſam und der Gelehrſamkeit ohne Geiſt ergeben.

Im Umgange unterhält die Geſellſchaft der Sanguineus mit Scherzen, der Melancholikus mit Vernünfteln, der Cholerikus mit Erzählen und der Pflegmatikus mit einem gefälligen Lächeln.

Charakter iſt eigentlich das, was die Freiheit fixirt. Der Charakter eines freihandelnden Weſens läßt ſich daher auch ſchwer ausfindig machen, da der Menſch jede Art des Verhaltens annehmen kann. Der Menſch kann ſeine natürlichen Talente ſtets noch mehr ausbilden und ſein Temperament ſehr umſtimmen und ihm ganz entgegen arbeiten. Durch den Charakter allein hat der Menſch Verdienſte; Fehler des Temperamentes und des Talentes kann man ihm nicht zurechnen, aber wohl die Fehler, die von ſeinem freien Willen, blos von ſeinem Charakter, abhängen. Der Charakter iſt nicht angeboren, ſondern bildet ſich erſt ſpät beim Menſchen. Iſt das Temperament gutartig, frei von ſtürmiſchen Affecten und zufrieden, ſo wird es der Charakter auch ſeyn. Man kann behaupten, das Talent beſtimme den Marktpreis, das Temperament den Affectionspreis, der Charakter aber den innern Werth des Menſchen. Grundſätze allein charakteriſiren freie Weſen, dieſe Grundſätze aber können nicht angeboren ſeyn, ſondern müſſen erſt erworben werden. Ein jeder Menſch muß einen Charakter haben, denn hat er keinen, ſo verachtet man ihn, weil er blos nach ſeinen Launen handelt, und weil wirklich die Nichtswürdigkeit darinn beſteht, keinen Charakter zu haben. Ein Menſch, der ſich ſelbſt nicht mehr glaubt, iſt verloren; denn er iſt nicht mehr im Stande gute Vorſätze zu faſſen, weil er immer ſchon im voraus weiß, daß er ſie nicht erfüllen wird. Ein Menſch von feſten Grundſätzen kann ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen. Es gehört aber, um einen Charakter zu haben, erſtlich dazu, daß man einen eignen

Willen hat (eigenſinnig iſt der, welcher nicht gefällig iſt) und zweitens, daß man einen beſtändigen Willen hat, der ſich auf beharrliche Grundſätze gründet. Vernunft aber iſt das praktiſche Vermögen nach Grundſätzen zu handeln. Manche Menſchen haben wenig Naturanlagen zu einem Charakter, z. B. wenn ſie zu weich ſind, ſo können ſie keinen Charakter haben. Wer einen Charakter haben will, muß aber auch nicht Nachahmer, nicht Sonderling ſeyn, der blos einen eignen Willen zeigen will. Hat man einmal Maximen angenommen, ſo muß man ſie nie wieder verlaſſen. Die Seelengüte macht zwar beliebt, aber bei weitem noch nicht den innern Werth des Menſchen aus. Zur Seelengröße, welche uns Achtung verſchafft, gehört, daß man ſich vieles verſagt. Beide mit einander verbunden, machen die Seelenſtärke aus, doch dieſe Verbindung findet höchſt ſelten ſtatt. Ein guter Mann iſt der, welcher einen guten Charakter hat, und nicht etwa der, welcher blos aus Temperamentsneigung gutartig iſt. Der Muth, welcher auf Grundſätzen beruht, wenn er auch noch ſo böſe angewandt würde, wird doch geachtet und bewundert, z. B. Sulla. Es iſt ſehr ſchwer, Bösartigkeit des Temperaments vom böſen Charakter zu unterſcheiden. Wir lieben den Andern wegen ſeines guten Herzens, wir ſchätzen ihn wegen ſeiner Talente, und wir verehren ihn wegen ſeines Charakters. Steifer, unbiegſamer Sinn ſieht auch wie Charakter aus. Unwahrheiten, Lügen und Falſchheit ſtreiten mit feſten Grundſätzen. Viele Leute werden Tadler, um nicht für Schmeichler gehalten zu werden. Der höchſte Werth eines feſten Charakters beſteht darinn, daß jeder weiß, man könne ſich auf einen ſolchen Mann verlaſſen. Ein italieniſcher Grundſatz iſt der: man muß mit ſeinen Freunden ſo umgehen, als ob ſie einmal unſre Feinde wer-

den könnten. Grundſätze müſſen von der Art ſeyn, daß man alles, was Leichtſinn anzeigt, vermeidet. Wenn dem Laſter öffentlich nachgeſehen wird, ſo wird es zum Skandal, wenn ſich z. B. ein Richter beſtechen läßt, ein Geiſtlicher den guten Sitten zuwider handelt, und dadurch die guten Vorſchriften, die er ſelbſt giebt, in Verachtung bringt. Die Ehrliebe iſt der Abſcheu vor allem dem, was jemanden in Verachtung bringen kann; die Meinung Anderer von unſerm Werthe kann dabei nicht in Betracht kommen, wenn wir uns nur ſelbſt unſers innern Werthes bewußt ſind. In der Religion, welche blos im Cultus und in Obſervanzen beſteht, und in der keine Moralität iſt, iſt auch kein Charakter. Das moraliſch Gute zeigt ſich darinn, daß es der Menſch um ſein ſelbſt willen thut. Der moraliſche Charakter beſteht in dem Grundſatze, daß man das Gute um ſein ſelbſt willen und aus keinen andern Triebfedern thut. Diejenigen, welche zur Unterhaltung des Geſchmacks mit ihrer Einbildungskraft glücklich ſpielen, haben gar keine feſten Grundſätze. Wenn der Menſch ſich erſt beſtreben muß, etwas zu ſcheinen, ſo hat er keine feſten Grundſätze. Ein fehlerhafter Charakter iſt kein böſer Charakter, er reicht nur nicht zu, um einen Charakter zu fixiren, und beſteht eigentlich in der zu großen Neigung zum Neuen, in einem unübertreffbaren Leichtſinne, und in einem Mangel an Grundſätzen oder vielmehr im Mangel der Fähigkeit, Grundſätze zu erlangen. Frauenzimmer, die ſehr zu ſinnlichen Vergnügungen geneigt ſind, nennt der Engländer Perſonen von viel Temperament. Der böſe Charakter iſt entweder falſch oder niederträchtig. Man verabſcheuet ihn, weil er viel Schaden ſtiften kann, da er eben dieſes Vermögen, womit er ſich Andern furchtbar und alſo auch wichtig macht, eben ſo zum Guten hätte anwen-

den können. Haß iſt bei weitem nicht ſo niederſchlagend als Verachtung; denn alle die Eigenſchaften, um welcher willen wir andre haſſen, können vielleicht blos uns ſchaden, allen übrigen aber ſehr nützlich ſeyn. Alles, was ein Object der Verachtung iſt, heißt nichtswürdig. Der verworfenſte Charakter iſt der eines Niederträchtigen; in dieſe Claſſen gehören unter andern die Betrüger. Bei den Chineſen wird kein Betrug beſtraft, ſie ſchieben nämlich die Schuld nicht auf den Betrüger, ſondern auf den Betrogenen. Bei der Erziehung der Kinder muß man Tugend nie belohnen und Laſter nur durch die äußerſte Verachtung des Laſterhaften beſtrafen. Das Erröthen hat die Natur darum dem Menſchen gegeben, daß er ſich ſelbſt, wenn er eine Unwahrheit ſagt, verrathen ſoll. Die Bosheit des Charakters zeigt ſich beſonders bei der Schadenfreude und bei der qualificirten Undankbarkeit, wo man ſogar Vergnügen daran findet, ſeinem Wohlthäter Schaden zuzufügen, ſo wie auch bei dem Neide, welcher aber auch Temperamentsneigung ſeyn kann.

Wenn man die Menſchheit betrachtet, ſo wie ſie iſt, und wenn man dann alle Tugenden unlauter findet, ſo muß dieß freilich nur zu niederſchlagenden Betrachtungen veranlaſſen, den Menſchen zum Miſanthropen, zum Menſchenhaſſer machen, welcher glaubt, daß ihm die andern Menſchen alle Schaden zufügen werden. Der Grund hievon liegt darinn, daß dieſe Art Menſchen zu viel von der Menſchheit fordert und ſich von ihr zu ſehr überſpannte Begriffe gemacht habt.

Da nun der Charakter nicht angeboren wird, wie ſoll er nun erworben werden? Maupertuis ſagt, daß es Familien gebe, bei denen Verſtand erblich ſey, z. B. bei den Königen von Sardinien; eben ſo gebe es auch Familien, bei denen die Ehrlichkeit erblich ſey; dies letztere iſt auch ſehr möglich, da Ehrlichkeit nicht

aus Grundſätzen, ſondern nur aus Temperamentsneigungen beſteht. Der Ehrliche kennt die krummen Wege der Betrügerei nicht und kann alſo auch deſto leichter betrogen werden. Der Redliche aber kann nicht füglich betrogen werden, weil bei ihm immer ein richtiger Verſtand vorauszuſetzen iſt. Der Menſch geht aber von Inſtincten zu feſten Grundſätzen über, und zwar geſchieht dieſe Gründung des Charakters mit einer gewiſſen Feierlichkeit, man weiß es ſich lange nachher noch zu erinnern, ſowohl da man dieſe Grundſätze annahm, als da man dieſes- und jenesmal davon abging; iſt dieß letztere einmal geſchehen, ſo haben wir nie mehr ein recht Vertrauen zu uns ſelbſt.

Der Menſch kommt in Verhältniſſe des Amtes, der Freundſchaft, des Mein und Dein, der öffentlichen und Privatgeſellſchaften erſt in ſeinem männlichen Alter, wo er den wahren Werth der Dinge erſt kann ſchätzen lernen: dazu gehört aber, daß er ſchon viele Gegenden durchwandert, viele Gegenſtände kennen gelernt hat. Jedoch müſſen ſeine Neigungen noch nicht aufgehört haben, Intereſſe an den Gegenſtänden zu nehmen, aber auch die Heftigkeit verloren haben, um in Leidenſchaften übergehen zu können; er muß dabei nicht etwa gefühllos ſeyn; dies wird ungefähr alles in dem Alter von 40 Jahren eintreffen. Die Richtigkeit des Charakters beruht auf der Kenntniß des innern Werths der Dinge. Um in alle die Verhältniſſe zu kommen, welche zur Faſſung feſter Grundſätze gehören, iſt viel Zeit erforderlich. Nur durch die Länge der Zeit kann man ſich eine Kenntniß von ſeinem eignen Charakter verſchaffen. Es iſt ſehr merkwürdig, daß Perſonen glauben und hoffen, noch am Ende ihres Lebens fromme Leute werden zu können und als ein beſſerer Menſch vor dem höchſten Weſen zu erſcheinen. Der Menſch kann aber darum nicht ſogleich gut werden, weil das

Gute auf Grundſätzen beruht, und zu Erlangung dieſer viel Zeit erfordert wird. Die Menſchen glauben aber, daß, weil ſie die guten Vorſätze kurz vor ihrem Tode gefaßt haben, ſie wegen Mangel der Zeit davon nicht mehr werden abgehen können. Im öffentlichen Charakter kann mancher, der in einigen Stücken in ſeinem Privatcharakter böſe iſt, die größte Billigung verdienen. Es giebt aber auch Menſchen, welche von Natur einen Charakter haben, und welche zur Großmuth, zur Ehrliebe ꝛc. geboren zu ſeyn ſcheinen.

Nur das Aeußere des Menſchen kann dazu dienen, ihn zu charakteriſiren oder nach ſeinem Innern zu beurtheilen. Die Phyſiognomik iſt alſo gleichſam die Kunſt, eine Uhr nach ihrem Gehäuſe zu beurtheilen. Es trifft ſich nun zwar oft, daß das Gehäuſe gut, die Uhr aber ſchlecht iſt, doch höchſt ſelten, daß das Gehäuſe ſchlecht, wenn die Uhr gut iſt; iſt aber die Uhr ſchlecht, ſo taugt das Gehäuſe gewiß nicht viel; bei dem Menſchen iſt es freilich oft ganz anders. Der Phyſiognomiker muß beſonders auf die Leibesgeſtalt, auf Geſicht und Geſichtsbildung Rückſicht nehmen. In gewiſſem Verſtande iſt jeder Menſch Phyſiognomiſt oder glaubt es wenigſtens zu ſeyn. Man macht ſich Bilder von Menſchen, die man vorher noch nicht geſehen hat; deshalb ſollte der Menſch im Voraus nie zu übertrieben vortheilhaft geſchildert werden, weil er ſonſt zu viel verliert, wenn man ihn nachher wirklich ſieht. Die meiſten Männer, welche ſich vorzüglich ausgezeichnet, haben in ihrer Bildung gewöhnlich etwas Karrikaturartiges. Was die Staturen anbetrifft, ſo giebt es die große, die kleine und die mittlere Statur; um dieſe ausfindig zu machen, nehme man 1000 Menſchen, theils ſolche, die über das gewöhnliche Menſchenmaaß, theils ſolche, die drunter ſind, und addire alle die Fuß und Zoll, welche ſie zuſammen meſſen, und dividire mit tauſend, ſo bekommt man dadurch die mittlere Proportionalzahl;

eben ſo muß man verfahren, wenn man den ſchönſten proportionirten Kopf und andere Glieder finden will. Ob die Natur auch als Natur ihre Zwecke verfehlt und Mißgeſtalten hervorgebracht habe, muß verneint werden. Carrikatur iſt ein übertriebener Charakter; es ſind daher auf den Theatern Uebertreibungen unentbehrlich. Groteſke Geſichter ſind nicht häßlich; denn ſie ſind blos Varietäten, welche in jeden Keim der Menſchen nach ihrer eignen Proportion gelegt ſind. Jedes Menſchengeſicht hat eine gewiſſe Originalität, und es iſt kein Mahler im Stande, einen Kopf zu erfinden, der ſo ſchön wäre, als Einer, der nach dem Leben copirt iſt. Es iſt eigentlich kein Geſicht häßlich, ſondern es ſind nur bloße Abarten, nicht zu gedenken, daß es gar nicht gut wäre, wenn es nur ein einzig ſchönes Menſchengeſicht für alle gäbe. Ganze Nationen unterſcheiden ſich jedoch an einzelnen Merkmalen; ſo iſt bei den Amerikanern die Stirne ſchief vorgewachſen, bei den Chineſen ragt der untere Kinnbacken vor dem obern etwas vor ꝛc.

Geſichtszüge ſind das, was eigentlich die Geſichtsbildung, beſonders der fleiſchigten Theile, betrifft. Mienen ſind ins Spiel geſetzte Geſichtszüge. Mienen können auch bleibende Geſichtszüge machen. Wenn ein Menſch in Gedanken iſt, ſo ſind ſeine Mienen ganz anders als wenn er ſpricht, und man kann aus ſeinen Mienen gar nichts ſchließen. Wenn jemand bei den Mienen, die er beim Sprechen macht, ſchielt, ſo ſagt er gewiß Unwahrheit; übrigens iſt das Schielen, als Naturfehler betrachtet, gewöhnlich eine unbedeutende Schwäche des Geſichts. In dem Geſicht eines Menſchen, der ſeine Mienen nicht in ſeiner Gewalt hat, drückt ſich außerordentlich viel aus. Die wahre Häßlichkeit iſt der Ausdruck der Bösartigkeit auf dem Geſicht, welche gewöhnlich aus allzugroßer Liederlichkeit entſteht.

Die Miene eines Lachenden iſt von der eines Weinen-

den, und dieſe wieder von jener ſo wenig verſchieden, daß der Mahler durch einen einzigen Zug die eine in die andere verwandeln kann. Es giebt eine gewiſſe Miene, welche in einem dreuſten Blicke beſteht, die, wenn ſie auch mit der größten Höflichkeit verbunden wird, dennoch allen mißfällt, eben ſo auch der hämiſche Blick.

Der Kluge kann doch wohl von Dummen, weil er ſich von ihnen nichts Böſes verſieht, überliſtet werden.

Der Charakter des männlichen Geſchlechts bedarf bei weitem der Unterſuchung nicht als der weibliche Charakter. Alle Maſchinen, durch welche mit geringer Kraft eine große Laſt gehoben werden ſoll, müſſen ſehr künſtlich ſeyn.

Bei beiden Geſchlechtern muß aber immer eine gleiche Wirkung und Gegenwirkung ſeyn; da nun aber das männliche Geſchlecht dem weiblichen an phyſiſchen Kräften überlegen iſt, ſo muß das weibliche, um nicht durch jenes Uebergewicht niedergedrückt zu werden, die Liſt haben, durch welche es oft ſogar herrſcht. Ueberhaupt zeichnet ſich das weibliche Geſchlecht durch ſeinen Hang zum Herrſchen und zum Vergnügen ſehr vor dem männlichen aus. Bei beiden Geſchlechtern iſt eine Vereinigung zur Fortpflanzung der Art nothwendig und dies iſt die phyſiſche. Die wahre Vereinigung iſt aber nur zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte möglich. Gewöhnlich geht dem Einen etwas ab, was der Andre erſetzt. Der Mann bedarf z. B. der Frau zur Unterhaltung, zur Zerſtreuung, zum Scherz u. ſ. w. Die Frau bedarf aber des Mannes zu ihrer Erhaltung. Das Vermögen zur Unterhaltung liegt bei der Frau in ihrer Redſeligkeit. Der Theil, dem die Stärke gegeben iſt, muß manchmal nachgeben, damit nicht etwa das Gleichgewicht aufgehoben wird. Der Mann kann der Natur trotz

bieten, die Frau aber beſitzt alle Eigenſchaften, den Mann nach ihrem Willen zu lenken, und ſo wird auch ſie durch den Mann Meiſter über die Natur. Die Natur giebt aber allemal nur die Eigenſchaften des Guten an. Am beſten kann man die Natur des weiblichen Geſchlechts im ausgebildeten Zuſtande der Menſchheit bemerken, wo alle die Keime, welche in ihm verborgen liegen, entwickelt ſind; denn im rohen Zuſtande iſt das Weib nur die Sklavin des Mannes. Im geſitteten Zuſtande unterſcheiden ſich aber die Weiblichkeiten (Schwächen der Weiber) ſehr merklich von den Männlichkeiten. Der Mann hilft aus Großmuth gern ihren Schwächen ab; dies wiſſen ſie aber mehr als zu gut, daher affectiren ſie oft Schwächen, wo gar keine da ſind. Männer ſetzen ſich über Weiblichkeiten weg, ſpotten aber nie darüber. Der Mann offenbart ſehr oft ſeine Geheimniſſe, das Weib höchſt ſelten.

Der Zweck der Vereinigung der beiden Geſchlechter iſt erſtlich die Fortpflanzung der Art, und zweitens die Erhaltung derſelben und die Cultur des Menſchengeſchlechts. Die Achtung gegen das weibliche Geſchlecht entſpringt aus der Cultur der Männer, deren Schmeichelei es oft dahin bringt, daß die Weiber ſich ſelbſt für ſehr wichtig halten. Der Mann iſt leicht zu erforſchen und zu überreden, das Weib hingegen bleibt halsſtarrig auf ſeiner vorgefaßten Meinung. Der Mann iſt ſo ſehr zum Hausfrieden geneigt, wie das Weib zum Hauskriege, durch den es ſich, weil der Mann gewöhnlich nachgiebt, die Oberherrſchaft zu verſchaffen ſucht. Ueberhaupt iſt dem Schwachen die Neigung zum Herrſchen ſehr eigen, weil er immer befürchten muß, unterjocht zu werden. Bei Weibern findet ſich die Eigenſchaft, beſonders in Gegenwart der Männer, nicht verlegen zu ſeyn, ſchon ſehr früh. Die Empfindungen der

Ehre muß man bei den Weibern den höchſtmöglichſten Gipfel erreichen laſſen, weil, wenn ſie dieſe verloren haben, ihre Tugend und Keuſchheit zugleich mit verloren gegangen iſt. Die Verachtung des weiblichen Geſchlechts bei Männern hat gewöhnlich ihren Grund in einer übergroßen Liederlichkeit. Das erſte auffallende Merkmal des weiblichen Charakters iſt die übertriebene Furcht vor allen körperlichen Verletzungen; denn da die Natur dem weiblichen Schooße die Erhaltung ihrer Art anvertraute, ſchien ſie das Verderben dieſes Keims zu fürchten und legte daher dieſe Furcht in das Weib, um auf keine Art den Hauptzweck des Menſchengeſchlechts zu verhindern. Aus dieſem Grunde muß auch das Weib beſtändig den Schutz des Mannes ſuchen. Die Schwäche des Weibes ſcheint aber auch ſehr viel zur Cultur des Mannes beizutragen, ſo wie die Redſeligkeit der Weiber ſehr viel zur Beredheit des Mannes beiträgt. Der männliche Verſtand hat einen ganz andern Maaßſtaab als der weibliche, und zeichnet ſich dadurch vor dem letzteren aus, daß er die Dinge nur nach ihrem wahren Werthe beurtheilt. Die männliche Erziehung wird gleich auf den Begriff von Pflichten gegründet, die weibliche blos auf den Begriff von Ehre. In Anſehung der Empfindungen ſagt man vom Manne, er iſt empfindſam, d. h. wenn die Empfindung den Grad erreicht hat, der zum Urtheile hinreicht; vom Weibe ſagt man, ſie iſt empfindlich, d. h. wenn man nur immer gleich von dem Guten oder Böſen eines Gegenſtandes urtheilt, oder ob die Sache Vergnügen oder Mißvergnügen verurſachen könne. Eine affectirte Empfindſamkeit iſt Empfindelei. Empfindſamkeit gehört zum Wohlwollen. Der Mann hat Geſchmack an andern Dingen, die Frau aber nur an ſolchen, die ihre eigene Perſon zum Gegenſtande des Geſchmacks machen. Wer

Geſchmacksneigung beſitzt, trägt eine Laſt mehr als Andere, da er ſich vieles zum Bedürfniß gemacht hat, welches er wohl entbehren könnte; hievon iſt aber das Geſchmacksurtheil ſehr unterſchieden. Die männlichen Verdienſte in der Wirthſchaft beſtehen im Erwerben, die weiblichen im Sparen; für Weiber wird es ſich alſo nicht ſchicken, freigebig zu ſeyn, außer in Sachen, welche ſie ſelbſt nicht mehr brauchen können; im Gegentheil wird es ſich für ſie beſſer, als für den Mann ſchicken, Geſchenke anzunehmen. Bei Beleidigungen iſt der Mann verſöhnlich, die Frau aber nicht, und zwar darum, weil ſie ſich ihrer Schwäche zu ſehr bewußt iſt, als daß ſie ſich rächen könnte. Der Mann iſt eiferſüchtig, wenn er liebt, das Weib aber auch, wenn ſie gleich nicht liebt. Dies kommt daher, weil das Weib nicht ſelbſt den Mann ſuchen kann, ſondern erſt von ihm geſucht werden muß; ſie muß daher ſelbſt ihre Netze ausſtellen; daher gönnt die Eine der Andern ihren Liebhaber nicht, wenn ſie ihn auch gleich ſelbſt nicht haben mag. Die Weiber können ſich nicht über die Urtheile der Leute hinwegſetzen, welches bei Männern oft ohne Nachtheil geſchehen kann. Das Weib ſucht immer das häusliche Intereſſe und kümmert ſich um das öffentliche wenig oder gar nicht. Die Xantippe und Hiobs Weib ſtehen vielleicht ſehr unſchuldig in ſo übelm Rufe und können ein Paar recht brave Weiber geweſen ſeyn, da ſie ſich ihren Männern, welche gar nicht für das häusliche Intereſſe arbeiten wollten, widerſetzten. Die eheliche Treue kann nicht erzwungen werden, ſondern beruht blos auf dem Ehrbegriffe.

In der Erziehung wird ſich das Frauenzimmer weit leichter als die Mannsperſonen bilden, da dieſe von Natur roher ſind. Weiber müſſen aus der Lectüre nie ein Geſchäft machen, ungeachtet Lectüre ſehr bildet. Für

einen Gelehrten iſt es ein ſchlechtes Glück, eine gelehrte Frau zu haben, weil ſie manchmal rivaliſiren können. Die Eigenſchaften, welche der Mann hat, ſchätzt das Weib an Andern, aber nicht an ſich. Das weibliche Geſchlecht errichtet nie unter ſich eine ſo genaue Freundſchaft wie Männer, weil jede mit der Andern wegen der Eroberungen, die ſie zu machen gedenken, rivaliſirt, und alſo das Zutrauen gegen einander nie aufrichtig ſeyn kann, bis es ſich denn mit den Jahren, wo Frauenzimmer keine Prätention mehr machen können, einfindet. Ein Weib wird das Andere immer ſtrenger beurtheilen, als es ſelbſt Männer thun würden, weil ſie glauben, daß durch den Fehler eines Weibes ihr ganzes Geſchlecht beleidigt werde; je ſtrenger ſie aber Andere tadeln, deſto mehr wollen ſie ſich das Anſehen geben, von dieſem Fehler frei zu ſeyn. Weiber putzen ſich niemals für Männer, ſondern nur für ihres Gleichen, welches nichts anders als ein Wettſtreit in den Moden iſt, in denen die Eine die Andere zu übertreffen ſucht. Die Vielweiberei iſt in den Ländern, wo ſie herrſcht, ein Zeichen der Barbarei dieſer Länder, weil dadurch die Sitten nicht cultivirt, ja nicht einmal aufkommen können. Bei den nordiſchen Völkern und bei den Teutſchen hat von jeher blos Monogamie ſtatt gefunden, welche ſich auch vor allen andern Völkern durch die Achtung, welche ſie ihren Weibern erwieſen, vortheilhaft ausgezeichnet haben.

Die Bewerbung um Liebe ſchickt ſich nicht für das weibliche, ſondern blos für das männliche Geſchlecht; daher dem Weibe das Weigern, dem Manne das Bewerben zukommt. Dies kann theils daher kommen, daß die Weiber kälter als die Männer ſind, theils aber auch aus Inſtinct, ihre Geſchlechtsneigung zu verhehlen. Es muß daher bei den Weibern nur Gunſtbezeugung,

bei den Männern aber Bedürfniß ſeyn. Alles dies liegt ſchon in der Natur, da man das nämliche ſogar bei den Thieren antrifft; die Weigerung des weiblichen Geſchlechts befördert noch mehr das Feuer des männlichen Bedürfniſſes, ſo daß durch dieſe Weigerung die Fortpflanzung der Art noch mehr geſichert wird. Eine galante Mannsperſon zeigt allemal feine Sitten an, wodurch ſie den Weibern gefallen und ihnen auf eine anſtändige Weiſe die größten Schmeicheleien ſagen kann; hiezu gehört vornämlich eine anſtändige Dreuſtigkeit, welche das Weib allemal verlangt, da es ihm zukommt, ſich zurückzuziehen und zu weigern und nicht dem Manne; denn wenn dieſer das nämliche thun wollte, ſo würde nie ein Band zwiſchen beiden Geſchlechtern geſchloſſen werden können. Geſchmack in der Wahl des Schönen hat der Mann unſtreitig mehr als das Weib, da für ihn blos die ſchönen Gegenſtände geſchaffen ſind, das Weib hingegen muß einen minder zarten Geſchmack haben, weil für daſſelbe das männliche, als das weniger ſchöne Geſchlecht geſchaffen iſt. Die männliche Zärtlichkeit, die ſich auch nur bei dem ſtärkern Theile antreffen läßt, beſteht in der größten Abneigung, einem andern Weſen die geringſte Unannehmlichkeit zu verurſachen. Hume ſagt, daß Weiber wohl Scherz und Spott über ihr Geſchlecht aber nie über die Ehe vertragen könnten, weil dies das einzige Mittel iſt, mit Ehren ihre Naturtriebe zu befriedigen, und weil ſie zu ſehr von ihrer Ehre verliehren, wenn ſie es außer der Ehe thun wollten; bei Männern hingegen hat es nicht ſo viel auf ſich, wenn ſie auch ihre Triebe außer der Ehe befriedigen.

In der Ehe ſoll die Frau herrſchen, aber der Mann regieren, weil er am beſten einſehen kann, was ihnen beiden am nützlichſten ſeyn kann. Der, welcher herrſcht,

iſt nur das Oberhaupt der Macht und ſagt, was er will, der aber, welcher regiert, ſieht zu, wie ſich dieſer Wille mit den Zwecken und Vortheilen verträgt. Wenn das Weib viel jünger iſt als der Mann, ſo beherrſcht ſie ihn, iſt aber der Mann viel jünger als das Weib, ſo beherrſcht er ſie. Die Weiber ſind immer große Kinder, d. h. ſie haben keinen feſten Zweck, ſondern fallen bald auf dieſes bald auf jenes, und ziehen wichtige Zwecke gar nicht in Betracht, welches letztere allein das Geſchäft des Mannes iſt. Ein Weib kann leichter ein Land als ein Haus regieren, beſonders wenn ſie den Mann mit regieren ſoll; der Unterſchied der beiden Regierungen liegt darinn, daß ein Land ſich ſelbſt, ein Haus aber nicht ſich ſelbſt regiert; im Staate werden ſchädliche Entwürfe eben ſo leicht verſchmerzt als bei einem ſtarken Manne ein kleiner Verluſt ſeiner Kräfte, die er leicht und geſchwind wieder erſetzt, im Hausweſen aber kann das nicht ſo leicht geſchehen. Tadel und Verachtung des weiblichen Geſchlechtes erzeugen immer Liederlichkeit, daher werden kluge Männer vielmehr den Werth des weiblichen Geſchlechts eher zu erhöhen als herabzuſetzen ſuchen.

Wir fühlen in uns einen innern Trieb, das Erhabene mit dem Schönen zu verbinden, wozu das Weib ſehr viel beiträgt.

Die Freigeiſterei in der Geſchlechtsneigung ſchadet dem gemeinen Beſten außerordentlich.

Die Geſchlechterliebe iſt äußerſt intolerant; denn wer einmal Abſichten auf eine Perſon hat und dieſe günſtige Neigungen gegen ihn äußert, der kann nicht vertragen, daß ſie gegen Andre gleiche Neigungen äußere, da der ausſchließende Beſitz nur der einzige Vortheil der Ehe iſt. Eiferſucht wird alſo die Abneigung ſeyn, jemanden außer der Ehe an den Vergnügungen derſelben theilnehmen zu laſſen, welche allein der Ehe zukommen.

In Rückſicht des Verhältniſſes der Eltern gegen die

Kinder, verzieht gewöhnlich der Vater die Töchter und die Mutter die Söhne, beſonders die wilden und muthigen, weil ſie bei ihnen immer vorausſetzen kann, daß ſie dem Hausweſen werden gut vorſtehen können. Der Ehrenpunkt der Weiber beſteht darinnen, daß ſie ſich nie außer der Ehe jemandem Preis geben, weil man von den Weibern, welche dies ſchon gethan haben, allemal vorausſetzen kann, daß ſie in der Ehe noch mehr ausſchweifen werden; von den Männern hingegen, welche ausgeſchweift haben, kann man annehmen, daß ſie ſich in der Ehe beſſern werden.

Die Verſöhnlichkeit iſt dem Manne mehr eigen als dem Weibe.

Der Mann iſt leicht zu erforſchen und das Weib kann ſeine Geheimniſſe gar wohl verbergen, nur vermag es nicht leicht die Geheimniſſe Anderer zu verſchweigen.

Der Mann iſt ziemlich unachtſam in Anſehung der Beobachtung Anderer und leicht von ſeinem Vorſatze abzubringen; beim Frauenzimmer hingegen findet gerade das Gegentheil ſtatt.

Daß der Mann den Hausfrieden liebt, kommt wohl daher, daß er das Haus für ſeine Ruheſtelle hält, wodurch er viel beim Weibe verliehrt.

Der Grundſatz der männlichen Sitten iſt Tugend, jener der weiblichen aber Ehre. Was die Welt thut, das thut das Frauenzimmer auch.

Die Verdienſte des Mannes erwecken beim Frauenzimmer nicht ſo viel Achtung als die Verdienſte dieſes bei jenem.

So lange der Mann noch nicht an die Geſellſchaft von Frauenzimmern gewöhnt iſt, pflegt er beſtändig eine niedere Meinung von ſich in Anſehung deren Urtheils zu haben, weil er glaubt, daß ihrem critiſchen Auge nichts verborgen bleiben könne.

Das Frauenzimmer iſt nicht freigebig und es läßt

auch nicht, wenn daſſelbe es iſt. Der Mann verdient, die Frau erſpart. Die Frau ſorgt beſonders für das häusliche Beſte; der Mann iſt nur fähig, das allgemeine Beſte zu fördern. Hiob's und Socratis Weiber ſcheinen nur ſehr häusliche Frauen, ſonſt aber nicht ſehr böſe geweſen zu ſeyn.

Mit Recht behauptet man, daß der Mann in der That zärtlicher ſey als die Frau; denn dieſe fordert von jenem, er ſolle ſich ihretwegen mancherlei Ungemächlichkeiten unterziehen. Dieſe nimmt der Mann auch gern über ſich, um der Frau Erleichterung zu verſchaffen; daher muß das männliche Geſchlecht, in Anſehung der empfindlichen Zärtlichkeit, in der That einen Vorzug vor dem weiblichen haben.

Die Empfindlichkeit iſt eine Schwäche, die Empfindſamkeit aber eine Stärke. Erſtere beſitzen die Weiber, Letztere die Männer.

Der Mann iſt nur dann eiferſüchtig, wenn er verliebt iſt; die Frau iſt es auch, wenn ſie nicht verliebt iſt.

Unter ſich ſind die Frauenzimmer lange nicht ſo verträglich als die Männer.

Die Nachſichtigkeit in der Ehe gereicht dem Manne allemal zum Schimpfe.

Dem weiblichen Geſchlechte muß man nie etwas als Pflicht vortragen, ſondern nur aus dem Geſichtspunkte der Ehre. Die Urſache, warum die Frauenzimmer nicht gern von Pflichten hören, liegt darinn, daß ſie nur Neigung zum Herrſchen haben.

Das Frauenzimmer putzt ſich gemeiniglich für das Urtheil anderer Weiber. Mit den Männern iſt es gerade umgekehrt.

Die Zärtlichkeit der Männer iſt gutmüthig, jene der Frauenzimmer empfindlich.

Die Ehre des Mannes beſteht darinn, was die Leute von ihm denken; jene des Frauenzimmer aber, was andere von ihm ſprechen.

Die Frau will herrſchen, der Mann regieren; denn die Neigung herrſcht, der Verſtand aber regiert. Die Herrſchaft erlaubt Launen, welche beim Verſtande nicht ſtatt finden. Die häuslichen Geſetze ſchreibt der Mann vor, wobei er aber alles ſo einrichtet, daß die Frau immer das Anſehen der Herrſchaft behält. So herrſchen die meiſten Fürſten, die Miniſter aber regieren.

Das Vergnügen im Hauſe muß man der Frau überlaſſen, aber die Ehre und die Ruhe deſſelben ſind die Sache des Mannes.

Das Frauenzimmer iſt immer der Meinung, daß die Neigung zum andern Geſchlechte nicht, aber wohl die Luſt zum Heirathen vergehen könne, und daß man daſſelbe alsdann als Buhlſchweſtern anſehen würde, wenn keine Heirathen ſtatt fänden. Hume bemerkt in ſeinen philoſophiſchen Verſuchen, daß die Frauenzimmer eine Satyre auf ihr Geſchlecht ſehr wohl vertragen, nie aber einen Spott auf den Eheſtand, wovon die Urſache ohnſtreitig hierinnen liegt: durch die Ehe wird das Frauenzimmer auf einmal frei, da es vorhero im eheloſen Zuſtande entſetzlich vom Anſtande geplagt wurde, dagegen verliert der Mann durch eben dieſen Stand ſeine Freiheit, weshalb man es auch dem Manne nicht übel nimmt, wenn er unverheirathet iſt. Dagegen gereicht bei uns einem erwachſenen Mädchen der eheloſe und im Morgenlande der kinderloſe Zuſtand zum großen Vorwurfe.

Da der Eheſtand ein ausſchließender Beſitz des Gegenſtandes der Geſchlechtsneigung iſt, ſo iſt auch die Eiferſucht, welche der Toleranz oder dem duldenden Trauen entgegengeſetzt iſt, ganz natürlich; ja eine Frau

haßt ſogar den Mann, welcher nicht eiferſüchtig iſt, weil dies ein ſicheres Kennzeichen iſt, daß er ſich nicht viel aus ihr macht. Die Intoleranz der Männer iſt der ganze Vorzug der Ehe, ſonſt iſt der Zweck verfehlt; denn der Mann will der alleinige Beſitzer eines Frauenzimmers ſeyn und wäre keine Eiferſucht im männlichen Geſchlechte, ſo würde keine Ehe ſtatt finden; die Sicherheit über die ächte Abſtammung der Kinder iſt die erſte Bedingung der Sorge für ihre Erhaltung und davon muß der Mann völlig überzeugt ſeyn.

Der geſunde Menſchenverſtand geht ſehr leicht verloren, wenn er nicht gute Grundſätze hat. Ohne dieſe bemerkt er nicht die Veränderungen, welche über ſeinen Zuſtand vorgehen. Daher muß es Grundſatz ſeyn, nichts anzunehmen, was den freien Gebrauch der Vernunft unnütz machen würde. Man muß nichts einräumen, was den Gebrauch der Vernunft über den Haufen wirft. Nur dadurch behauptet und erhält ſich der geſunde Menſchenverſtand.

Es iſt ein Wagſtück, eine der allgemeinen Meinung, ſelbſt der Verſtändigen, widerſtreitende Behauptung ins Publikum zu bringen. Dieſer Anſchein des Egoismus heißt die Paradoxie. Es iſt nicht eine Kühnheit, etwas auf die Gefahr, daß es unwahr ſey, ſondern daß es bei Wenigen Eingang finden möchte, zu wagen. — Vorliebe fürs Paradoxe iſt zwar logiſcher Eigenſinn, nicht Nachahmer von Andern ſeyn zu wollen, ſondern als ein ſeltener Menſch zu erſcheinen, ſtatt deſſen ein ſolcher oft nur den Seltſamen macht.

Von einer Vorſtellung abſtrahiren zu können, ſelbſt wenn ſie ſich dem Menſchen durch den Sinn aufdringt, iſt ein weit größeres Vermögen, als das zu attendiren, weil es eine Freiheit des Denkvermögens und die Eigenmacht des Gemüths beweiſe, den Zuſtand ſeiner

Vorſtellungen in ſeiner Gewalt zu haben. — In dieſer Rückſicht iſt nun das Abſtractionsvermögen viel ſchwerer, aber auch wichtiger, als das der Attention, wenn es Vorſtellungen der Sinne betrifft.

Viele Menſchen ſind unglücklich, weil ſie nicht abſtrahiren können. Der Freyer könnte eine gute Heirath machen, wenn er nur über eine Warze im Geſicht, oder eine Zahnlücke ſeiner Geliebten wegſehen könnte. Es iſt aber eine beſondere Unart unſers Attentionsvermögens, gerade darauf, was fehlerhaft an Andern iſt, auch unwillkührlich ſeine Aufmerkſamkeit zu heften; ſeine Augen auf einen dem Geſicht gerade gegenüber am Rocke fehlenden Knopf, oder die Zahnlücke, oder einen angewohnten Sprachfehler zu richten, und den Andern zu verwirren, ſich ſelbſt aber auch im Umgange das Spiel zu verderben.

Wenn das Hauptſächliche gut iſt, ſo iſt es nicht allein billig, ſondern auch klüglich gehandelt, über das Ueble an Anderen, ja ſelbſt unſeres eigenen Glückszuſtandes, wegzuſetzen; aber dieſes Vermögen zu abſtrahiren iſt eine Gemuthsſtärke, welche nur durch Uebung erworben werden kann.

Das Bemerken (animadvertere) iſt noch nicht ein Beobachten (observare) ſeiner ſelbſt. Das Letztere iſt eine methodiſche Zuſammenſtellung der an uns ſelbſt gemachten Wahrnehmungen, welche den Stoff zum Tagebuche eines Beobachters ſeiner ſelbſt abgiebt und leichtlich zu Schwärmerei und Wahnſinn hinführt.

Das Aufmerken (attentio) auf ſich ſelbſt, wenn man mit Menſchen zu thun hat, iſt zwar nothwendig, muß aber im Umgange nicht ſichtbar werden; denn da macht es entweder geniert (verlegen) oder affectirt (geſchroben). Das Gegentheil von beiden iſt die Ungezwungenheit; ein Vertrauen zu ſich ſelbſt von Andern

in ſeinem Anſtande nicht nachtheilig beurtheilt zu werden. Derjenige, welcher ſich ſo ſtellt, als ob er ſich vor dem Spiegel beurtheile, wie es ihm laſſe, oder ſo ſpricht, als ob er ſich (nicht bloß als ob ein Anderer ihn) ſprechen höre, iſt eine Art von Schauſpieler. Er will repräſentiren und erkünſtelt einen Schein von ſeiner eignen Perſon, wodurch, wenn man dieſe Bemühung an ihm, er im Urtheil Anderer einbüßt, weil ſie den Verdacht einer Abſicht zu betrügen erregt.

Die offene Art ſich zu erklären, an einem der Mannbarkeit ſich nähernden Mädchen, oder einem mit der ſtädtiſchen Manier unbekannten Landmann, erweckt, durch die Unſchuld und Einfalt (die Unwiſſenheit in der Kunſt zu ſcheinen) ein fröhliches Lachen bei denen, die in dieſer Kunſt ſchon geübt und gewitzigt ſind; nicht ein Auslachen mit Verachtung; denn man ehrt doch im Herzen dabei die Lauterkeit und Aufrichtigkeit; ſondern ein gutmüthiges, liebevolles Belachen der Unerfahrenheit in der böſen, obgleich auf unſere ſchon verdorbene Menſchennatur gegründeten Kunſt zu ſcheinen, die man eher beſeufzen als belachen ſollte, wenn man ſie mit der Idee einer noch unverdorbenen Natur vergleicht.

Was aber die eigentliche Abſicht, nämlich die Warnung, ſich mit der Ausſpähung und gleichſam ſtudirten Abfaſſung einer innern Geſchichte des unwillkührlichen Laufs ſeiner Gedanken und Gefühle durchaus nicht zu befaſſen, ſo geſchieht ſie darum, weil es der gerade Weg iſt, in Kopfverwirrung vermeinter höherer Eingebungen, und, ohne unſer Zuthun, wer weiß woher, auf uns einfließende Kräfte, in Illuminatism oder Terrorism zu gerathen; denn unvermerkt machen wir hier vermeinte Entdeckungen von dem, was wir ſelbſt in uns hineingetragen haben, wie eine Bourignon mit ſchmeichelhaften, oder ein Pascal mit ſchreckenden und ängſtlichen Vorſtellungen, in welchem Fall ſelbſt ein ſonſt vor-

trefflicher Kopf, Albrecht Haller, gerieth, der bei ſeinem lange geführten, oft auch unterbrochenen Tagebuche ſeines Seelenzuſtandes zuletzt dahin gelangte, einen berühmten Theologen, ſeinen vormaligen academiſchen Collegen, den D. Leß zu befragen, ob er nicht in ſeinem weitläuftigen Schatze der Gottesgelahrtheit Troſt für ſeine beängſtigte Seele antreffen könne.

Die verſchiedenen Acte der Vorſtellungskraft in mir zu beobachten, wenn ich ſie herbeirufe, iſt des Nachdenkens wohl werth, für Logik und Metaphyſik nöthig und nützlich. — Aber ſich belauſchen wollen, ſo wie auch ungerufen von ſelbſt ins Gemüth kommen, (dies geſchieht durch das Spiel der unabſichtlich dichtenden Einbildungskraft), iſt, weil alsdann die Principien des Denkens nicht (wie ſie ſollen) vorangehen, ſondern hinten nachfolgen, eine Verkehrung der natürlichen Ordnung im Erkenntnißvermögen und iſt entweder ſchon eine Krankheit des Gemüths (Grillenfängerei), oder führt zu derſelben und zum Irrenhauſe. Wer von innern Erfahrungen (von der Gnade, von Anfechtungen) viel zu erzählen weiß, mag bei ſeiner Entdeckungsweiſe zur Erforſchung ſeiner ſelbſt immer nur in Anticyra vorher anlanden; denn es iſt mit jenen innern Erfahrungen nicht ſo beſchaffen, wie mit den äußeren, von Gegenſtänden im Raume, worin die Gegenſtände nebeneinander und als bleibend feſtgehalten erſcheinen. Der innere Sinn ſieht die Verhältniſſe ſeiner Beſtimmungen nur in der Zeit, mithin im Fließen, wo keine Dauerhaftigkeit der Betrachtung, die doch zur Erfahrung nothwendig iſt, ſtatt findet.

Wir ſpielen oft mit dunkeln Vorſtellungen und haben ein Intereſſe beliebte oder unbeliebte Gegenſtände vor der Einbildungskraft in Schatten zu ſtellen, öfter aber ſind wir ſelbſt ein Spiel dunkeler Vorſtellungen, und unſer Verſtand vermag nicht, ſich wider die Unge-

reimtheiten zu retten, in die ihn der Einfluß derſelben verſetzt, ob er ſie gleich als Täuſchung anerkennt.

Daß das Kleid den Mann mache, gilt in gewiſſer Maße auch für den Verſtändigen. Das ruſſiſche Sprichwort ſagt zwar: man empfängt den Gaſt nach ſeinem Rocke und begleitet ihn nach ſeinem Verſtande; aber der Verſtand kann doch den Eindruck dunkler Vorſtellungen von einer gewiſſen Wichtigkeit, den eine wohlgekleidete Perſon macht, nicht verhüten, ſondern allenfalls nur das vorläufig über ſie gefällte Urtheil hinten nach zu berichtigen, den Vorſatz haben.

Studirte Dunkelheit wird oft mit gewünſchtem Erfolge gebraucht, um Tiefſinn und Gründlichkeit vorzuſpiegeln; wie etwa in der Dämmerung oder durch einen Nebel geſtaltete Gegenſtände immer größer geſtaltet werden, als ſie ſind. Das Scotiſon (machs dunkel) iſt der Machtſpruch aller Myſtiker, um durch gekünſtelte Dunkelheit Schatzgräber der Weisheit anzulocken. Ueberhaupt iſt auch ein gewiſſer Grad des Räthſelhaften in einer Schrift dem Leſer nicht unwillkommen, weil ihm dadurch ſeine eigne Scharfſinnigkeit fühlbar wird, das Dunkle in klare Begriffe aufzulöſen.

Der Schein iſt der Grund zu einem irrigen Urtheile aus ſubjectiven Urſachen, die fälſchlich für objectiv gehalten werden; Erſcheinung iſt aber gar kein Urtheil, ſondern blos empiriſche Anſchauung, die durch Reflexion und den daraus entſpringenden Verſtandesbegriff, zur innern Erfahrung und hiermit Wahrheit wird.

Da jedoch die Kenntniß des Menſchen durch innere Erfahrung, weil er darnach großentheils auch Andere beurtheilt, von großer Wichtigkeit, aber doch zugleich von vielleicht größerer Schwierigkeit iſt, als die richtige Beurtheilung Anderer, indem der Forſcher ſeines Innern leichtlich, ſtatt blos zu beobachten, Manches in das Selbſtbewußtſeyn hinein trägt, ſo iſt es rathſam und

ſogar nothwendig, von zu beobachtenden Erſcheinungen in ſich ſelbſt anzufangen, und dann allererſt zur Behauptung gewiſſer Sätze, die die Natur des Menſchen angehen, d. i. zur innern Erfahrung fortzuſchreiten.

Wer alles, was er ſich vornimmt, für leicht hält, iſt leichtſinnig. Wem alles, was er vornimmt, leicht läßt, iſt gewandt; ſo wie der, deſſen Thun Mühe verräth, ſchwerfällig iſt. — Die geſellige Unterhaltung (Converſation) iſt ein bloßes Spiel, worin alles leicht ſeyn und laſſen muß. Daher die Ceremonie (das Steife) in derſelben, z. B. das feyerliche Abſchiednehmen nach einem Gelage, als altväteriſch abgeſchafft iſt.

Die Gemüthsſtimmung des Menſchen bei Unternehmung eines Geſchäfts iſt nach Verſchiedenheit der Temperamente verſchieden. Einige fangen von Schwierigkeiten und Beſorgniſſen an (Melancholiſche), bei Andern iſt die Hoffnung und vermeinte Leichtigkeit der Ausführung das Erſte, was ihnen in die Gedanken kommt (Sanguiniſche).

Die Angewohnheit (assuetudo) iſt eine phyſiſche innere Nöthigung, nach derſelben Weiſe ferner zu verfahren, wie man bis dahin verfahren hat. Sie benimmt ſelbſt den guten Handlungen eben dadurch ihren moraliſchen Werth, weil ſie der Freiheit des Gemüths Abbruch thut, und überdem zu gedankenloſen Wiederholungen eben deſſelben Acts (Monotonie) führt, und dadurch lächerlich wird. — Angewöhnte Flickwörter (Phraſen zu bloßer Ausfüllung der Leere an Gedanken) machen den Zuhörer unaufhörlich beſorgt, das Sprüchelchen wiederum hören zu müſſen, und den Redner zur Sprachmaſchine. Die Urſache der Erregung des Ekels, den die Angewöhnheit eines Andern in uns erregt, iſt, weil das Thier hier gar zu ſehr aus dem Menſchen hervorſpringt, das inſtinctmäßig nach der Regel der Angewöhnung, gleich als eine andere (nicht menſchliche)

Natur geleitet wird, und ſo Gefahr läuft, mit dem Vieh in eine Claſſe zu gerathen. — Doch können gewiſſe Angewöhnungen abſichtlich geſchehen und eingeräumt werden, wenn nämlich die Natur der freien Willkühr ihre Hülfe verſagt, z. B. im Alter ſich an die Zeit des Eſſens und Trinkens, die Qualität und Quantität beider Letztern oder auch des Schlafs zu gewöhnen und ſo allmälig mechaniſch zu werden; aber das gilt nur als Ausnahme und im Nothfalle. In der Regel iſt alle Angewohnheit verwerflich.

Betrug der Sinne iſt, wenn, ſobald man weiß, wie es mit dem Gegenſtande beſchaffen iſt, auch der Schein ſogleich aufhört. Dergleichen ſind die Taſchenſpielerkünſte von allerlei Art. — Kleidung, deren Farbe zum Geſicht vortheilhaft abſticht, iſt Illuſion; Schminke aber Betrug. Durch die Erſtere wird man verleitet, durch die Zweite geäfft. — Daher kommt es auch, daß man mit Farben nach der Natur gemalte Statüen menſchlicher Geſtalten nicht leiden mag, indem man jeden Augenblick betrogen wird, ſie für lebendig zu halten, ſo oft ſie unverſehens zu Geſichte kommen.

Je civiliſirter die Menſchen ſind, deſto mehr ſind ſie Schauſpieler; ſie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung, der Sittſamkeit, der Uneigennützigkeit vor Andern an, ohne irgend jemanden dadurch zu betrügen, weil ein jeder Anderer weiß, daß es hiermit eben nicht herzlich gemeint ſey, und es iſt auch ſehr gut, daß es ſo in der Welt zugeht; denn dadurch, daß Menſchen dieſe Rolle ſpielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein ſie eine geraume Zeit nur erkünſtelt haben, nach und nach wohl wirklich erweckt, und gehen in die Geſinnung über. — Aber den Betrüger in uns ſelbſt, die Neigung, zu betrügen, iſt wiederum Rückkehr zum Ge-

horſame unter das Geſetz der Tugend, und nicht Betrug, ſondern ſchuldloſe Täuſchung unſerer ſelbſt.

Mit Gewalt iſt wider die Sinnlichkeit in den Neigungen nichts ausgerichtet, man muß ſie überliſten, und, wie Swift ſagt, dem Wallfiſche eine Tonne zum Spiele hinwerfen, um das Schiff zu retten.

Die Natur hat den Hang, ſich gern täuſchen zu laſſen, dem Menſchen weislich eingepflanzt, ſelbſt um die Tugend zu retten, oder doch zu ihr hinzuleiten. Der gute ehrbare Anſtand iſt ein Schein, der Andern Achtung einflößt, (ſich nicht gemein zu machen). Zwar würde das Frauenzimmer damit ſchlecht zufrieden ſeyn, wenn das männliche Geſchlecht ihren Reitzen nicht zu huldigen ſchiene; aber Sittſamkeit, ein Selbſtzwang, der die Leidenſchaft verſteckt, iſt doch als Illuſion ſehr heilſam, um zwiſchen einem und dem anderen Geſchlechte den Abſtand zu bewirken, der nöthig iſt, um nicht das Eine zum bloßen Werkzeuge des Genuſſes des Andern herabzuwürdigen.

Höflichkeit (Politeſſe) iſt ein Schein der Herablaſſung, welcher Liebe einflößt. Die Verbeugungen (Complimente) und die ganze höfiſche Galanterie, ſammt den heißeſten Freundſchaftsverſicherungen mit Worten, ſind zwar nicht eben immer Wahrheit, aber ſie betrügen darum doch auch nicht, weil ein jeder weiß, wofür er ſie nehmen ſoll, und dann vornehmlich darum, weil dieſe anfänglich leeren Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nach und nach zu wirklichen Geſinnungen dieſer Art hinleiten.

Alle menſchliche Tugend im Verkehr iſt Scheidemünze; ein Kind iſt der, welcher ſie für ächtes Gold nimmt. — Es iſt doch aber beſſer, Scheidemünze als gar kein ſolches Mittel im Umlaufe zu haben, und endlich kann es doch, wenn gleich mit anſehnlichem Ver=

luſte, in baares Geld umgeſetzt werden. Sie für lauter Spielmarken, die gar keinen Werth haben, auszugeben, mit dem ſarcaſtiſchen Swift zu ſagen: die Ehrlichkeit iſt ein Paar Schuhe, die im Kothe ausgetreten worden u. ſ. w. oder, mit dem Prediger Hofſtede, in ſeinem Angriffe auf Marmontels Beliſar, ſelbſt einen Sokrates zu verläumden, um ja zu verhindern, daß irgend jemand an die Tugend glaube, iſt ein an der Menſchheit verübter Hochverrath. Selbſt der Schein des Guten an Andern muß uns werth ſeyn, weil aus dieſem Spiele mit Verſtellungen, welche Achtung erwerben, ohne ſie vielleicht zu verdienen, endlich wohl Ernſt werden kann. — Nur der Schein des Guten in uns ſelbſt, muß ohne Schonung weggewiſcht, und der Schleier abgeriſſen werden, womit die Eigenliebe unſere moraliſchen Gebrechen verdeckt, weil der Schein da betrügt, wo man durch das, was ohne allen moraliſchen Gehalt iſt, die Tilgung ſeiner Schuld, oder gar, in Wegwerfung deſſelben, die Ueberredung nichts ſchuldig zu ſeyn, ſich vorſpiegelt, z. B. wenn die Bereuung der Uebelthaten am Ende des Lebens für wirkliche Beſſerung, oder vorſätzliche Uebertretung als menſchliche Schwachheit vorgemalt wird.

Schmutz ſcheint nicht ſowohl durch das Widrige für die Zunge, als vielmehr durch den davon zu vermuthenden Geſtank Ekel zu erwecken; denn die Einnehmung durch den Geruch (in die Lungen) iſt noch inniglicher, als die durch die einſaugenden Gefäße des Mundes, oder des Schlundes.

Je ſtärker die Sinne, bei eben demſelben Grade des auf ſie geſchehenen Einfluſſes, ſich afficirt fühlen, deſto weniger lehren ſie. Umgekehrt, wenn ſie viel lehren ſollen, müſſen ſie mäßig afficiren. Im ſtärkſten Lichte ſieht oder unterſcheidet man nichts, und eine ſtentoriſch angeſtrengte Stimme betäubt oder unterdrückt das Denken.

BIBLIOTHECA CIVITATIS RAVENSBURGENSIS.

Der Mangel eines muſikaliſchen Gehörs, obgleich das blos phyſiſche unverletzt iſt, da das Gehör zwar Laute, aber nicht Töne vernehmen, der Menſch alſo zwar ſprechen, aber nicht ſingen kann, iſt eine ſchwer zu erklärende Verkrüppelung; ſo wie es Leute giebt, die ſehr gut ſehen, aber keine Farben unterſcheiden können, und denen alle Gegenſtände wie im Kupferſtiche erſcheinen.

Der Menſch hält oft das, was er ſich ſelbſt vorſetzlich ins Gemüth hineingetragen hat, für etwas, das ſchon vorher in demſelben gelegen hat, und glaubt das, was er ſich ſelbſt aufdrang, in den Tiefen ſeiner Seele nur entdeckt zu haben.

Der Hang, in ſich ſelbſt gekehrt zu ſeyn, kann, ſammt den daher kommen Täuſchungen des innern Sinnes, nur dadurch in Ordnung gebracht werden, daß der Menſch in die äußere Welt, und hiermit in die Ordnung der Dinge, die den äußern Sinnen vorliegen, zurück geführt wird.

Das Geräuſch und der Glanz eines Hofes oder auch nur einer großen Stadt neben dem ſtillen, einfältigen und doch zufriedenen Leben eines Landmanns; ein Haus unter einem Strohdach, inwendig mit geſchmackvollen und bequemen Zimmern anzutreffen, belebt die Vorſtellung und man weilet gern dabei, weil die Sinne dadurch geſtärkt werden. — — Dagegen Armuth und Hoffahrt, der prächtige Putz einer Dame, die mit Brillanten umſchimmert und deren Wäſche unſauber iſt — oder, wie ehemals bei einem polniſchen Magnaten, verſchwenderiſch beſetzte Tafeln, und dabei zahlreiche Aufwärter, aber in Baſtſchuhen, ſtehen nicht im Contraſte, ſondern im Widerſpruche, und eine Sinnenvorſtellung vernichtet oder ſchwächt die andere, weil ſie unter einem und demſelben Begriffe das Entgegengeſetzte vereinigen will, welches unmöglich iſt.

Durch das Neue, wozu auch das Seltene und das

Verborgengehaltene gehört, wird die Aufmerkſamkeit be- lebt; denn es iſt Erwerb, die Sinnenvorſtellung gewinnt alſo dadurch mehr Stärke. Das Alltägige oder Ge- wohnte löſcht ſie aus. Der Hang zur Erwerbung einer Kenntniß, bloß ihrer Neuigkeit, Seltenheit und Ver- borgenheit halber, wird die Curioſität genannt. Dieſe Neigung, ob ſie zwar nur mit Vorſtellungen ſpielend und ſonſt ohne Intereſſe an ihrem Gegenſtande iſt, wenn ſie nur nicht auf Ausſpähung deſſen geht, was eigent- lich nur Andere intereſſirt, iſt nicht zu tadeln. — Was aber den bloßen Sinneneindruck betrifft, ſo macht jeder Morgen bloß durch die Neuigkeit ſeiner Empfindungen alle Vorſtellungen der Sinne, (wenn dieſe nur ſonſt nicht krankhaft ſind) klarer und belebter, als ſie gegen Abend zu ſeyn pflegen.

Monotonie (völlige Gleichförmigkeit in Empfindun- gen) bewirkt endlich Atonie derſelben (Ermattung der Aufmerkſamkeit auf ſeinen Zuſtand) und die Sinnen- empfindung wird geſchwächt. Abwechſelung friſcht ſie auf; ſo wie ein in eben demſelben Tone, es ſey ge- ſchrieene oder mit gemäßigter, aber gleichförmiger Stim- me abgeleſene Predigt die ganze Gemeine in Schlaf bringt. — Arbeit und Ruhe, Stadt- und Landleben, im Umgange Unterredung und Spiel, in der Einſam- keit Unterhaltung, bald mit Geſchichten, bald mit Ge- dichten, einmal mit Philoſophie und dann mit Mathe- matik, ſtärken das Gemüth. — Es iſt eben dieſelbe Le- benskraft, welche das Bewußtſeyn der Empfindungen rege macht; aber die verſchiedenen Organe derſelben lö- ſen einander in ihrer Thätigkeit ab. So iſt es leichter, ſich eine geraume Zeit im Gehen zu unterhalten, weil da ein Muskel (der Beine) mit dem andern in der Ruhe wechſelt, als ſteif auf einer und derſelben Stelle ſtehen zu bleiben, wo einer unabgeſpannt eine Weile

wirken muß. — Daher iſt das Reiſen ſo anlockend; nur ſchade, daß es bei müſſigen Leuten eine Leere, (die Atonie) als die Folge von der Monotonie des häuslichen Lebens, zurückläßt.

Die allen Menſchen, ſelbſt den Unglücklichſten oder auch den Weiſeſten, natürliche Furcht vor dem Tode iſt nicht ein Grauen vor dem Sterben, ſondern wie Montaigne richtig ſagt, vor dem Gedanken geſtorben (d. i. todt) zu ſeyn, welchen alſo der Candidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er den Leichnam, welcher nicht mehr er ſelbſt iſt, doch als ſich ſelbſt im düſtern Grabe, oder irgend ſonſt wo denkt. Die Täuſchung iſt hier nicht zu heben; denn ſie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu und von ſich ſelbſt. Der Gedanke, ich bin nicht, kann gar nicht exiſtiren; denn bin ich nicht, ſo kann ich mir auch nicht bewußt werden, daß ich nicht bin.

Es hat Leute gegeben, die für die Lichtvorſtellungen keinen größern Vorrath in ihrem Sehvermögen hatten, als weiß oder ſchwarz, und für die, ob ſie gleich gut ſehen konnten, die ſichtbare Welt, nur wie ein Kupferſtich erſchien. Eben ſo giebt es mehr Leute als man wohl glaubt, die von gutem, ja ſogar äußerſt feinem, aber ſchlechterdings nicht muſikaliſchem Gehöre ſind, deren Sinn für Töne, nicht bloß um ſie nachzumachen (zu ſingen), ganz unempfänglich iſt. — Eben ſo mag es mit den Vorſtellungen des Geſchmacks und Geruchs bewandt ſeyn, daß nämlich für manche ſpecifiſche Empfindungen dieſer Stoffe des Genuſſes der Sinn mangelt, und Einer den Andern hierüber zu verſtehen glaubt, indeſſen daß die Empfindungen des Einen von denen des Andern nicht bloß dem Grade nach, ſondern ſpecifiſch ganz und gar unterſchieden ſeyn mögen. Es giebt Leute, denen der Sinn des Geruchs

gänzlich mangelt, die die Empfindung des Einziehens der reinen Luft durch die Naſe für Geruch halten, und daher aus allen Beſchreibungen, die man ihnen von dieſer Art zu empfinden machen mag, nicht klug werden können; wo aber der Geruch mangelt, da fehlt es auch ſehr am Geſchmacke, den, wo er nicht iſt, zu lehren und beizubringen vergebliche Arbeit iſt. Aber der Hunger und die Befriedigung deſſelben (die Sättigung) iſt ganz etwas anderes als der Geſchmack.

Daß das Wort Sinn (aber nur im Singular) ſo häufig für Gedanken gebraucht wird, ja wohl gar eine noch höhere Stufe als jene des Denkens iſt, bezeichnen ſoll; daß man von einem Ausſpruche ſagt, es liegt in ihm ein reichhaltiger oder tiefer Sinn (daher das Wort Sinnſpruch), und daß man den geſunden Menſchenverſtand auch Gemeinſinn nennt, und ihn, ob zwar dieſer Ausdruck eigentlich nur die niedrigſte Stufe vom Erkenntnißvermögen bezeichnet, doch obenan ſezt, gründet ſich darauf, daß die Einbildungskraft, welche dem Verſtande Stoff unterlegt, um den Begriffen deſſelben Inhalt (zum Erkenntniſſe) zu verſchaffen, vermöge der Analogie ihrer (gedichteten) Anſchauungen mit wirklichen Wahrnehmungen, jenen Realität zu verſchaffen ſcheint.

Alle ſtumme Berauſchung, d. i. diejenige, welche die Geſelligkeit und wechſelſeitige Gedankenmittheilung nicht belebt, hat etwas Schändliches an ſich; dergleichen die von Opium und dem Branntweine iſt. Wein und Bier, wovon der Erſtere bloß reitzend, das Zweite mehr nährend und gleich einer Speiſe ſättigend iſt, dienen zur geſelligen Berauſchung, wobei doch der Unterſchied iſt, daß die Trinkgelage mit dem letztern mehr träumeriſch verſchloſſen, oft auch ungeſchliffen, die aber

mit dem erſtern fröhlich, laut und mit Witz redſelig ſind.

Die Unenthaltſamkeit im geſellſchaftlichen Trinken, die bis zur Benebelung der Sinne geht, iſt allerdings eine Unart des Mannes, nicht bloß in Anſehung der Geſellſchaft, mit der man ſich unterhält, ſondern auch in Abſicht auf die Selbſtſchätzung., wenn er aus ihr taumelnd, wenigſtens nicht ſichern Tritts, oder blos lallelnd herausgeht. Aber es läßt ſich auch vieles zur Milderung des Urtheils über ein ſolches Verſehen anführen, da die Grenzlinie des Selbſtbeſitzes ſo leicht überſehen und überſchritten werden kann; denn der Wirth will doch, daß der Gaſt durch dieſen Act der Geſelligkeit völlig befriedigt herausgehe.

Weiber, Geiſtliche und Juden betrinken ſich gewöhnlich nicht, wenigſtens vermeiden ſie ſorgfältig allen Schein davon, weil ſie bürgerlich ſchwach ſind und Zurückhaltung nöthig haben, wozu durchaus Nüchternheit erfordert wird; denn ihr äußerer Werth beruht blos auf dem Glauben Anderer an ihre Keuſchheit, Frömmigkeit und ſeparatiſtiſche Geſetzlichkeit. Was das Letztere betrifft, ſo ſind alle Separatiſten, d. i. ſolche, die ſich nicht bloß einem öffentlichen Landesgeſetze, ſondern noch einem beſondern (ſectenmäßig) unterwerfen, als Sonderlinge und vorgeblich Auserleſene, der Aufmerkſamkeit des Gemeinweſens und der Schärfe der Critik vorzüglich ausgeſetzt ſind; ſie können alſo auch in der Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt nicht nachlaſſen, weil der Rauſch, der dieſe Behutſamkeit wegnimmt, für ſie ein Scandal iſt.

Der Trunk löſet die Zunge, öffnet aber auch das Herz und iſt ein materiales Vehikel einer moraliſchen Eigenſchaft, nämlich der Offenherzigkeit. — Das Zurückhalten mit ſeinen Gedanken iſt für ein lauteres

Herz ein beklemmender Zuſtand, und luſtige Trinker dulden es auch nicht leicht, daß jemand bei einem Gelage ſehr mäßig ſey, weil er einen Aufmerker vorſtellt, der auf die Fehler der Andern acht hat, mit ſeinen eignen aber zurückhält. Hume ſagt: unangenehm iſt der Geſellſchafter, der nicht vergißt; die Thorheiten des einen Tages müſſen vergeſſen werden, um denen des andern Platz zu machen.

Ob man beim Trinken auch wohl das Temperament des Menſchen, der ſich betrinkt, oder ſeinen Charakter erforſchen könne? Ich glaube nicht; es iſt ein neues Flüſſige ſeinen in den Andern umlaufenden Säften beigemiſcht, und ein anderer Reitz auf die Nerven, der nicht die natürliche Temperatur deutlicher entdeckt, ſondern eine andere hineinbringt. — Daher wird der Eine, der ſich betrinkt, verliebt, der Andere großſprecheriſch, der Dritte zänkiſch werden, der Vierte (vornehmlich beim Biere) ſich weichmüthig oder andächtig oder gar ſtumm zeigen; alle aber werden, wenn ſie den Rauſch ausgeſchlafen haben, und man ſie an ihre Reden des vorigen Abends erinnert, über dieſe wunderliche Stimmung oder Verſtimmung ihrer Sinne ſelber lachen.

Begriffe von Gegenſtänden veranlaſſen oft, ihnen ein ſelbſtgeſchaffenes Bild (durch productive Einbildungskraft) unwillkührlich unterzulegen. Wenn man das Leben und die Thaten eines dem Talente, Verdienſte oder Range nach großen Mannes lieſet, oder ſich erzählen läßt, ſo wird man gemeiniglich verleitet, ihm in der Einbildungskraft ein anſehnliche Statur zu geben, und dagegen einem der Beſchreibung nach Feinen und Sanften im Charakter, eine kleinlich=geſchmeidige Bildung. Nicht bloß der Bauer, ſondern ein auch wohl genugſam mit der Welt Bekannter, findet ſich doch be=

fremdet, wenn ihm der Held, den er ſich nach den von ihm erzählten Thaten dachte, als ein kleines Männchen, umgekehrt der ſanfte Hume ihm als ein vierſchrötiger Mann vorgewieſen wird. Daher muß man die Erwartung von etwas nicht zu hoch ſpannen, weil die Einbildungskraft natürlicherweiſe bis zum äußerſten zu ſteigern geneigt iſt; denn die Wirklichkeit iſt immer beſchränkter als die Idee, welche ihrer Ausführung zum Muſter dient. —

Es iſt nicht vortheilhaft für eine Perſon, die man zuerſt in eine Geſellſchaft einführen will, vorher von ihr viel Rühmens zu machen, vielmehr kann es oft ein boshaftes Stückchen von einem Schalk ſeyn, jene lächerlich zu machen; denn die Einbildungskraft ſteigert die Vorſtellung von dem, was erwartet wird, ſo hoch, daß die genannte Perſon, in Vergleichung mit der gefaßten Idee nicht anders als einbüßen kann. Eben dieſes ereignet ſich, wenn man eine Schrift, ein Schauſpiel, oder ſonſt etwas, was zur ſchönen Kunſt gehört, mit übertriebener Lobpreiſung ankündigt; denn da kann es, wenn es zur Darſtellung kommt, nicht anders als ſinken. Selbſt ein gutes Schauſpiel nur geleſen zu haben, ſchwächt ſchon den Eindruck, wenn man es aufführen ſieht. — Iſt nun aber das vorher Geprieſene das gerade Widerſpiel von dem, worauf die Erwartung geſpannt war, ſo erregt der aufgeführte Gegenſtand, wenn er ſonſt unſchädlich iſt, das größte Gelächter.

Wenn man ſagt, einen feſten Schlaf ohne Träume gehabt zu haben, ſo iſt das doch wohl nicht mehr, als daß man ſich dieſer beim Erwachen gar nicht erinnert; welches, wenn die Einbildungen ſchnell wechſeln, jemandem wohl auch im Wachen begegnen kann, nämlich im Zuſtande einer Zerſtreuung, wo man auf die Frage, was der mit ſtarrem Blicke eine Weile auf denſelben

Punkt Geheftete jetzt denke, die Antwort erhält: ich habe nichts gedacht. — Das Träumen iſt eine weiſe Veranſtaltung der Natur zur Erregung der Lebenskraft durch Affecten, die ſich auf unwillkührlich gedichtete Begebenheiten beziehen, indeſſen daß die auf der Willkühr beruhenden Bewegungen des Körpers, nämlich die der Muskeln, ſuspendirt ſind. —

Man will bemerkt haben, daß ſich mit einander wohlvertragende Eheleute nach und nach eine Aehnlichkeit in Geſichtszügen bekommen, und deutet es dahin aus, die Urſache ſey, weil ſie ſich um dieſer Aehnlichkeit halber geehligt haben, welches doch falſch iſt; denn die Natur treibt beim Inſtincte der Geſchlechter eher zur Verſchiedenheit der Subjecte, die ſich in einander verlieben ſollen, damit alle Mannigfaltigkeit, welche ſie in ihre Keime gelegt hat, entwickelt werde; vielmehr die Vertraulichkeit und Neigung, mit der ſie einander in ihren einſamen Unterhaltungen, dicht neben einander, oft und lange in die Augen ſehen, bringt ſympathetiſch-ähnliche Mienen hervor, die, wenn ſie fixirt werden, endlich in ſtehende Geſichtszüge übergehen.

In der Geſellſchaft ſtumm ſeyn, und nur dann und wann ein ganz gemeines Urtheil fallen zu laſſen, ſieht aus wie verſtändig ſeyn, ſo wie ein gewiſſer Grad Grobheit für (alte teutſche) Ehrlichkeit ausgegeben wird.

Ein Kopf von langſamem Begreifen, iſt darum noch kein ſchwacher Kopf; ſo wie der von behenden Begriffen nicht immer auch ein gründlicher, ſondern oft ein ſehr ſeichter iſt.

Der Verdacht, daß es mit jemandes Kopfe nicht richtig ſey, fällt ſchon auf den, der mit ſich ſelbſt laut ſpricht, oder darüber ertappt wird, daß er für ſich im Zimmer geſticulirt. — Mehr noch, wenn er ſich mit Eingebungen begnadigt oder heimgeſucht und mit höhern

Weſen im Geſpräche und Umgange zu ſeyn glaubt; doch dann eben nicht, wenn er zwar andere heilige Männer dieſer überſinnlichen Anſchauungen vielleicht für fähig einräumt, ſich ſelbſt aber dazu nicht auserwählt zu ſeyn wähnt, ja es auch nicht einmal zu wünſchen geſteht, und alſo ſich ausnimmt.

Witz haſcht nach Einfällen, Urtheilskraft ſtrebt nach Einſichten. Bedachtſamkeit iſt eine Bürgemeiſtertugend. — Der Witz geht mehr nach der Brühe, die Urtheilskraft nach der Nahrung. Die Jagd auf Witzwörter (bons mots), macht ſeichte Köpfe, aber ekelt den gründlichen nach gerade an. Er iſt erfinderiſch in Moden, d. i. den angenommenen Verhaltungsregeln, die nur durch die Neuheit gefallen, und ehe ſie Gebrauch werden, gegen andere Formen, die eben ſo vorübergehend ſind, ausgetauſcht werden müſſen.

Ob der Welt durch große Genies im Ganzen ſonderlich gedient ſey, weil ſie doch oft neue Wege einſchlagen und neue Ausſichten eröffnen, oder ob mechaniſche Köpfe, wenn ſie gleich nicht Epoche machen, mit ihrem alltägigen, langſam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortſchreitenden Verſtande, nicht das Meiſte zum Wachsthume der Künſte und Wiſſenſchaften beitragen, indem ſie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung ſtiftete, mag hier unerörtert bleiben; — aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner (beſſer Genieaffen) genannt, hat ſich unter jenem Aushängeſchilde mit eingedrängt, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünſtigter Köpfe führt, das mühſame Forſchen für ſtümperhaft erklärt, und den Geiſt aller Wiſſenſchaften mit einem Griffe gehaſcht zu haben, ihn aber im Kleinen concentrirt und kraftvoll zureichen, vorgiebt. Dieſer Schlag iſt, wie jener der Quackſalber und Marktſchreier, den

Fortſchritten in wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Bildung ſehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältniſſe und Moral, gleich dem Eingeweiheten oder Machthaber vom Weisheitsſitze herab im entſcheidenden Tone abſpricht und ſo die Armſeligkeit des Geiſtes zu verſtekken weiß. Was iſt hier wieder anders zu thun als zu lachen und ſeinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit geduldig fortzuſetzen, ohne auf jene Gaukler Rückſicht zu nehmen?

Der allgemeine Kopf, welcher alle verſchiedenartigen Wiſſenſchaften umfaßt und begreift, iſt von dem erfinderiſchen verſchieden. Der Erſte iſt es in dem, was gelernt werden kann; der Andere iſt der Mann, nicht ſowohl von großem Umfange des Geiſtes als vielmehr intenſiver Größe deſſelben, in allem Epoche zu machen, was er unternimmt.

Zu allem Gebrauche des Erkenntnißvermögens iſt Vernunft erforderlich; man kann daher die Anforderungen dieſer in folgende drei Fragen zuſammenfaſſen:

Was will ich? (fragt der Verſtand).

Worauf kommt es an? (fragt die Urtheilskraft).

Was kommt heraus? (fragt die Vernunft).

Die Beantwortung der erſten Frage erfordert nun einen klaren Kopf, ſich ſelbſt zu verſtehen und dieſe Naturgabe iſt bei einiger Ausbildung ziemlich gemein, beſonders wenn man darauf aufmerkſam macht. Eine treffende Beantwortung der zweiten iſt weit ſeltener, weil ſich vielerlei Arten der Beſtimmung des vorliegenden Begriffs oder ſcheinbaren Auflöſung der Aufgabe darbieten; welche iſt nun die Einzige, die dieſer genau angemeſſen iſt (z. B. bei Prozeſſen oder im Anfange gewiſſer Handlungsplane zu einem und demſelben Zwekke.) Hierzu iſt ein Talent der Auswahl des in einem gewiſſen Falle gerade zu Treffenden, welches ſehr er=

wünſcht, aber ſehr ſelten iſt. Man muß gerade den Punkt treffen, worauf es ankommt und welcher nur ein einziger iſt; nun iſt die Sache kurz abgemacht und der Spruch der Vernunft erfolgt von ſelbſt.

Der Verſtand iſt poſitiv und vertreibt die Finſterniß der Unwiſſenheit; die Urtheilskraft mehr negativ, zur Verhütung der Irrthümer aus dem dämmernden Lichte, in welchem die Gegenſtände erſcheinen. Die Vernunft verſtopft die Quelle der Irrthümer (der Vorurtheile) und ſichert hierdurch den Verſtand durch die Allgemeinheit der Grundſätze.

Büchergelehrſamkeit vermehrt zwar die Kenntniſſe, aber erweitert nicht den Begriff und die Einſicht, wenn nicht die Vernunft dazu kommt.

Für die Claſſe Menſchen, welche Wahrheit und Weisheit ſuchen, ſind unwandelbare Gebote: 1) ſelbſt zu denken; 2) ſich in der Mittheilung ſeiner Gedanken und Meinungen in die Stelle jedes Andern zu denken, und 3) jederzeit mit ſich ſelbſt einſtimmig zu denken. Der erſte Grundſatz iſt negativ, nicht auf die Worte des Lehrers zu ſchwören und alſo der zwangsfreien; der zweite poſitiv, der liberalen, ſich den Begriffen Anderer bequemenden, und der dritte der folgerichtigen (conſequenten) Denkart.

Die Arbeit iſt die beſte Art die Zeit zu vertreiben. Dieſe wird durch nichts anders ausgefüllt als durch Arbeit, welche eine gezwungene Beſchäftigung der Muße iſt, welche Beſchwerden bei ſich führt, die man um eines Zwecks willen übernimmt. Man ſollte daher glauben, die Arbeit könne uns nur wegen des Zwecks Vergnügen machen, allein dies iſt nicht der Fall; ſie gewährt unſerm Gemüthe Ruhe und wir behalten ſo das Vergnügen immer in der Ausſicht.

Jede Art von Neuigkeit erhöhet den Eindruck. Bei

der Jugend ſind alle Eindrücke neu, und man hat bemerkt, daß Kinder, die man für boshaft hält, weil ſie ſo Vieles zerbrechen, gern alles probiren, um den Sachen neue Geſtalten zu geben und ihre Kräfte verſuchen wollen. Kinder haben noch keinen Begriff von dem Schaden, welchen ſie anrichten. Den Sachen eine neue Geſtalt zu geben, iſt ein Kunſtſtück, wodurch man ſie angenehm macht. Daher verlangt man oft von den Geiſtlichen, ſie ſollen Neues auf der Kanzel vorbringen, weil nützliche Sachen, wenn ſie neu ſind, mehr Eindruck machen. Dieſes Verlangen der Menſchen nach Neuigkeiten müſſen die Geiſtlichen nicht in der Erbſünde, ſondern in der Beſchaffenheit der Menſchen ſuchen, welche durch das Neue gerührt werden und dadurch den Eindruck beſſer bemerken wollen. Daher ſind Ermahnungen und Erinnerungen ſo verdrüßlich, wenn man ihnen keinen Nachdruck zu geben verſteht. Der Menſch kann durch ein ewiges Einerlei nicht gerührt werden, weil es in der Natur der Sinne liegt, daß der Eindruck bei jeder Wiederholung nicht gleich ſtark ſeyn kann.

Der Menſch ſpielt hier auf Erden eine ſeltſame Rolle; in ſeinem Betragen zeigt er niemals Wahrheit, verbirgt die Thorheit, hebt eine gute Seite heraus und ſucht immer das, was der Geſellſchaft angenehm ſeyn und ihm Ehre bringen kann. Menſchen, welche immer die Fehler Anderer aufſpüren, werden endlich Menſchenfeinde.

Die Arbeit iſt das, was uns die Zeit verwirklicht.

Alles ſezt ſein Vergnügen in die entfernteſte Zukunft. Wir haben für die ganze Thätigkeit unſerer Seele keine andere Triebfeder als die, welche Hoffnung hervorbringt. Alles Gegenwärtige intereſſirt nur, weil es mit dem Keime des Künftigen geſchwängert iſt. Es iſt daher kein Wunder, wenn man allen Thorheiten nach-

läuft, welche uns eine Ausſicht in unſern künftigen Zuſtand verſprechen.

Je Mehreres uns in Anſehung der Zukunft unbekannt iſt, deſto begieriger fallen wir auf den geringſten Schein von derſelben, und überhaupt auf jede Thorheit, um nur einige Ausſichten in die Zukunft zu gewinnen. Daher achten wir auf die Anwandelungen, die in uns entſpringen und die die Einbildungskraft in unſerer Empfindung erregt. Die Art von Eindrücken, welche durch dunkle Vorſtellungen der Einbildungskraft in uns erweckt werden und in welchen wir den Anfang des Zukünftigen zu empfinden glauben, nennt man Ahndungen. Dieſe ſind bei vielen Menſchen ein ſtarker Grund, etwas zu vermuthen, was ihnen bevorſteht. Sie ſind dunkle Bewegungen des Gemüths, die entweder mit Bangigkeit oder mit Munterkeit begleitet ſind. Da gewöhnlich das, was uns ſehr angenehm iſt, wenn wir es vorher vermuthen, uns ungemein erfreuet, wenns eintrifft, ſo behalten wir daſſelbe im Gedächtniſſe; trifft es aber nicht ein, ſo ärgern wir uns und vergeſſen alles. Hiervon rührt der Glaube an Ahndungen her.

Wir befragen ſogar die Träume, um aus ihnen etwas von der Zukunft zu erfahren. Es iſt merkwürdig, daß hier die Vernunft der Unvernunft zueilt und daß das Auge des Menſchen in die Zukunft hinüber blickt und er dieſes thut, wenn er ſich der Vernunft nicht bedienen kann. Wir räumen zwar der Vernunft einen großen Rang bei der Leitung ein, aber wir glauben doch, daß ſie in Anſehung des Verborgenen nicht ſo weit ſehen kann, als unſere Einbildungskraft; daher ſcheinen uns die Träume, eben weil ſie ſo unſinnig ſind, viel Weisheit zu enthalten.

Es iſt Thorheit, die Träume unter Regeln bringen zu wollen und ſie dadurch zu deuten. Die Urſache, daß

man ſo viel auf Träume hält, muß wohl darinnen liegen, weil die Träume, ſo lange ſie dauern, etwas Täuſchendes haben, ſo daß man nicht weiß, ob ſie wahr ſind.

Alle Traumauslegungen deuten das Gegentheil von den Träumen. Wer träumt, daß er gefangen ſey, ſoll, wie man ſagt, zu großen Ehren gelangen, aber dies iſt unbegreiflich und ungereimt. Allein im Traume liegt etwas, was den Philoſophen wohl beſchäftigen kann, nicht Bedeutungen daraus zu ziehen, ſondern mehrere Erſcheinungen daraus zu erklären; auf dieſe Art können Träume manchmal wohl etwas bedeuten. Die Träume ſcheinen die Abſicht zu haben, alle Organe zur Zeit des Schlafs anzuregen und der Vitalempfindung zu Hülfe zu kommen. Zur Nachtzeit wird die Galle abgeſondert; wenn nun bisweilen davon etwas ins Blut kommt, ſo enthält der Traum Aergerniß und Zorn, welche der Reitz der Galle erregt. Wenn der Menſch nun aufſteht, ſo ſteht ihm der Kopf nicht recht. Die Stimmung des Körpers hat hier der Traum gemacht und macht auch die Folge des Traums. In andern Fällen aber kann man aus den Träumen keinen Zuſammenhang herausbringen mit dem, was geſchieht, und wir müſſen kein Princip der Erklärung einräumen, als wobei man nach allgemeinen Geſetzen verfahren kann.

Aus dem Zuſammenhange der Urſachen mit den Folgen ergiebt ſich, daß wir etwas von der Zukunft einige Zeit vorherſagen können. Der gemeine Mann fragt bei jeder Erſcheinung, was mag ſie wohl bedeuten? Er will immer die Folge des Zukünftigen voraus wiſſen. Der Gelehrte fragt jederzeit, was mag wohl die Urſache davon ſeyn? Die Abſicht der Natur mit dieſem Wahrſagevermögen iſt ohne Zweifel, daß wir es brauchen ſollen in Anſehung des Zukünftigen, deſſen natür-

liche Veränderung in unſerer Gewalt iſt. Die Natur hat uns kein leeres Vermögen gegeben, ſondern jedes derſelben hat einen zweckmäßigen Gebrauch. Das Uebrige, was man dazu thut, iſt nur eine Verwahrloſung eines ſolchen Vermögens. Wir haben Vorausſicht nöthig, um uns vor Uebeln zu hüten; aber in Anſehung der Dinge, welche nicht in unſerer Gewalt ſind, hat uns die Natur kein Vermögen gegeben; da wir dem Tode nicht entgehen können, ſo iſt von der Natur nicht vorher beſtimmt, daß wir ihn wiſſen können. Bei den freien Handlungen der Menſchen iſt's auch nicht gut, ſie vorher zu wiſſen, weil viele ſonſt nicht gethan werden würden. Dieſe Vorherſagungskunſt gehört alſo nur zum praktiſchen und nützlichen Gebrauche aller Vermögen.

Wir haben zwei Wörter, welche die Vorausſehung in die Zukunft entbehrlich machen. Das Glück und das Schickſal ſollten den Menſchen in Anſehung der Zukunft ganz ſorglos machen. Indeſſen will man gern dieſes Schickſal vorherſehen, und ob die Aſtrologie nicht vielleicht wiſſen möchte, daß unſer Schickſal im Sternenbuche verzeichnet ſey. Aber was hilfts, das Schickſal vorher zu wiſſen, dem man nicht mehr entgehen kann? Doch iſt man immer erpicht darauf. Glück nennt man, wenn man ſich eine Begebenheit vorſtellt, wie die, die ſich nicht nach der Beſtimmung einer Regel, ſondern nach einem bloßen Zufalle ereignet.

Wenn man das Glück verperſönlicht, als ob es ein beſonderer Grund des Weltlaufs ſey, ſo thun dies vorzüglich Geſchäfte, welche mehr vom Glücke abhängen als Andere. Fiſcher, Jäger, haben den Aberglauben, daß eine geheime Macht die Ereigniſſe der Dinge lenke und finden allenthalben unbekannte Urſachen. Spieler ſind ſehr abergläubiſch; denn weil beim Spiele nicht

alles auf ihre Geſchicklichkeit ankommt, ſo fallen ſie in den Aberglauben von glücklichen Tagen, von fatalen Menſchen u. ſ. w.

Die Wahrſagung von der Zukunft iſt nur dazu da, um von unſerer Klugheit Gebrauch zu machen und uns der Kenntniß des Künftigen zu unſerm Vortheile zu bedienen. Hierauf gründet ſich die moraliſche Regel: ſey nicht ſorglos und ſorge für die Zukunft; denn Vorſorge iſt die Achtſamkeit, indem ich fürs Künftige ſorge, welches in meiner Gewalt iſt. Sorgen hingegen iſt der Kummer über Dinge, welche nicht in meiner Gewalt ſtehen. Die Sorgloſigkeit iſt das Glück der rohen Menſchen, welche es wirklich beſſer haben mögen, als die, welche auf die Zukunft Vorbereitungen machen, die noch ungewiß iſt und ſich alſo das Leben verbittern, weil ſie künftige Plagen in den gegenwärtigen Genuß einmiſchen. Daher iſt eine Hauptmaxime: man muß immer ſuchen im Leben nichts Großes zu erwarten, weder in Anſehung des Glücks noch des Unglücks. An beide gewöhnt ſich der Menſch ſo, daß er mit der Zeit das Uebel gewohnt und daß ihm das Glück unſchmackhaft wird. Es iſt daher ein Beruf der Natur, ſich von der Todesfurcht in der Zukunft frei zu machen, ſo wie auch von der Leidenſchaft in der Zukunft zu hoffen; denn die Sehnſucht dehnt das Herz mit vergeblichen Wünſchen aus und ſchwächt den Menſchen. Man kann alſo ſowohl der Furcht als der Hoffnung entſagen. Der Arzt dient daher oft dazu, den Patienten zum Poltron zu machen. Wilde und gemeine Leute ſterben gelaſſen, indem ſich ihre Lebenskräfte allmälig vermindern; aber Perſonen, welchen der Arzt anfängt, Hoffnung zu machen, dann die Hoffnung der Wiedergeneſung abſchneidet, gerathen in Kummer, weil ſie ſich plötzlich an eine andere Denkart gewöhnen ſollen. Wenn der Menſch ſchon Hoffnung

faßte, er werde davon kommen, und wenn ihm hernach geſagt wird, er könne nicht gerettet werden, ſo kann er ſchwerlich Muth faſſen.

Indeſſen müſſen wir die Vorſorge der Natur ſehr bewundern, daß ſie die Täuſchung verurſacht hat und uns ſo leicht mit der Hoffnung eines entfernten Todes beruhigt. Der Tod ſcheint den Alten ſo entfernt zu ſeyn, als den Jünglingen. Durch dieſes Mittel wird der Tod erleichtert, welchen der Menſch verabſcheuet. Dies würde nicht der Fall ſeyn, wenn wir den Tag des Todes wüßten, aber nun ſuchen wir in unſerer Phantaſie den Lebenstermin zu verlängern.

Ein Menſch iſt beſchränkt (bornirt), wenn er an dem feſt hängt, was er gelernt hat. Er kann ſich nicht von dem Gelernten loß machen und es einer höhern Prüfung unterwerfen. Der erweiterte Begriff kommt nicht vom Lernen her, ſondern beruht auf der Geſchicklichkeit der Vernunft, über das Gelernte urtheilen zu können.

Man kann mit einigen Menſchen gar nichts anfangen, weil ſie ſich zu eingeſchränkte Begriffe von dem machen, was ſie erlernt haben. Sie nehmen keine Idee an, welche nicht zu ihren eingeſogenen Begriffen paßt und können ſie nicht faſſen. Die beßte Gelegenheit zur Erweiterung der Begriffe iſt eine Art von Scepſis (Zweifel), alles Angenommene zu ſchütteln und zu rütteln, um darüber Zweifel zu erregen, damit man aus höhern Grundſätzen als aus der Schulwiſſenſchaft urtheilen kann.

Man ſagt, der Menſch hat einen erweiterten Begriff, wenn er in Anſehung der Gegenſtände nicht in einem zu engen Horizonte eingeſchloſſen iſt; hierzu dient Geographie und Hiſtorie, ſo daß man nicht glaubt, der Ort, wo man urtheilt, ſey ein abgeſonderter Planet, ſondern man muß wiſſen, wie auch Andere urtheilen.

Man erweitert die Begriffe eines Menſchen, wenn man ihm geſtattet, ſelbſt zu urtheilen.

Dem Menſchengeſchlechte iſt nicht anders zu helfen, als daß es über alles critiſire (urtheile, kunſtrichtere) und ſo ſeine Ideen verbeſſere.

Man nennt einen Menſchen einfältig, der wenig Verſtand hat; dumm nennt man den, der gar keine Urtheilskraft hat. Um einen Menſchen als einfältig zu bezeichnen, ſagt man, er iſt kein Hexenmeiſter, er hat das Pulver nicht erfunden, er wird das Vaterland nicht verrathen, und dies ſind lauter böſe Dinge, die man einem ſolchen Menſchen nicht zutrauet. Wir glauben alſo bei einem dummen Menſchen vor Schaden ſicherer zu ſeyn als bei einem klugen, aber dieſer Grundſatz iſt ganz falſch; denn es gehört nicht viel Klugheit dazu, um zu ſchaden; im Gegentheil der Dumme kann leichter ſchaden; denn ein Menſch von Ueberlegung weiß, was für Schaden in dieſem Falle auf ihn ſelbſt zurückfallen würde. Die Natur hat gewiß gute Eigenſchaften mit einander vereinbart und nicht Klugheit mit Argliſt verbunden. Eine Uhr, welche ein ſchlechtes Gehäuſe hat, taugt gewiß nichts, und wo ich wahrhafte Redlichkeit antreffe, da iſt auch Verſtand. Die Natur hätte ſich die Mühe gegeben, die Rechtſchaffenheit der Seele zu bilden und ſollte den Menſchen dumm gemacht haben? Zwar iſt nicht jeder von ſolcher Behendigkeit der Begriffe und gewöhnlich zeigt ſich, daß die Menſchen von behenden Begriffen wenig Einſichten haben. Von einem Andern, der langſam von Begriffen iſt, ſagt man, er habe wenig Verſtand, aber laßt ihm nur Zeit, die Begriffe zu unterſuchen, ſo wird er ſein Talent wohl zeigen; daher kann man nicht behaupten, daß man bei der Dummheit ſicher ſey; denn die Geſchicklichkeit, Andere zu betrügen, erfordert nicht viel Verſtand und es iſt mehr Ehre, betrogen

zu werden; denn dieſes zeigt, daß man Zutrauen in die Rechtſchaffenheit Anderer ſetzt und daß man lieber etwas leiden will, als menſchenhaſſendes Mißtrauen hegen. Man wird alſo den Verſtand nicht aus der Geſchicklichkeit zu betrügen beurtheilen können.

Wir bedienen uns des Witzes zum Zeitvertreibe und der Vernunft aus Pflicht; daher iſt aller Gebrauch der Letztern für uns ein Geſchäft. Allein die Menſchen reißen gern die Vernunft von ihrem Poſten weg und überlaſſen ſich lieber der ſorgenloſen und angenehmen Thorheit und allen Spielen ihrer Launen. Die Vernunft iſt die Eigenſchaft des Menſchen, welche er zwar am meiſten hochachtet, aber doch nicht liebt und ſich daher ihrem Zwange zu entziehen ſucht. Daher ſuchen Viele berauſchende Getränke, Zerſtreuungen und faſeln in Erholungen herum; die Vernunft iſt ihnen zu ernſthaft und ſchränkt ſie zu ſehr ein.

In Geſellſchaft mit ſeiner Vernunft prangen zu wollen, macht nicht beliebt, ſondern Thorheit, mit etwas Vernunft vermiſcht, giebt Andern in Anſebung ihrer einen Werth; denn nun glauben ſie ſich auch einige Fehler nachſehen zu können.

Zeitverkürzungen hält man mit Vergnügungen für einerlei, weil wir uns deſto erquickter fühlen, je ſchneller wir über die Zeit hinwegkommen.

Das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortſchreitende Beſchäftigungen, welche einen wichtigen Zweck zur Folge haben, iſt das einzige ſichere Mittel, ſeines Lebens froh und dabei doch auch lebensſatt zu werden. Je mehr du gedacht, je mehr du gethan haſt, deſto länger haſt du gel bt.

Wer in mißlichen Glücksumſtänden iſt und nun jemanden z. B. ſeine Eltern, einen nahen Anverwandten, beerbt, der kann ſich nicht enthalten, ſich ins geheim

über ihren Tod zu freuen, aber auch nicht, ſich über dieſe Freude Vorwürfe zu machen. Dies nämliche thut der Adjunktus, welcher einem würdigen Vorgänger im Amte folgt.

Das kräftigſte und leichteſte Beruhigungsmittel aller Schmerzen iſt der Gedanke, daß das Leben nicht durch den Genuß, ſondern durch den Gebrauch Werth erhält. Ein gutes Gewiſſen mildert alle Uebel und verſcheucht ſie endlich. Wer zu ängſtlich um ſein Leben beſorgt iſt, der wird deſſelben nie froh.

Ein ideenreiches und geſchmackvolles Gedicht iſt das beſte Belebungsmittel des Gemüths.

Geplagte Ehemänner werden ihre Uebel ſo gewohnt, daß ſich ein Anderer gar nicht vorſtellen kann, wie ſie ſo roth und friſch ausſehen, aber ſie gewöhnen ſich ſo an das Schelten und Keifen ihrer Weiber, wie die Müller an das Klappern ihrer Mühlen.

Unſere Phantaſie ſtellt uns das Angenehme des vergangenen Zuſtandes übertrieben angenehm vor, wodurch die Zufriedenheit mit der Gegenwart vermindert wird. Wenn Menſchen alt werden, ſo loben ſie die vergangene Zeit, weil ſie geſehen zu haben glauben, daß die Leute ehemals beſſer waren und jetzt ſchlechter worden ſeyn. Von dieſem Wahne kann ſich der ſchlechteſte Menſch nicht loßreißen und zu allen Zeiten haben die Menſchen geglaubt, daß es in ihren Jugendjahren beſſer geweſen ſey; wäre dies wahr, ſo müßte die Welt ſchon längſt in Trümmern liegen, obgleich immer ſich alles gleich bleibt. Aber hieran iſt die täuſchende Einbildungskraft Schuld, welche die erloſchenen Bilder mit lebhaftern Farben ausmahlt. Und obgleich die Jugendjahre ſehr beſchwerlich ſind, wenn man ſich nur z. B. an die Plagen der Schule erinnert, ſo ſind doch die meiſten Menſchen ſo geartet, daß ſie glauben, dies

wären die glücklichſten Jahre geweſen. Ueberhaupt ſind die Menſchen in Hinſicht des Vergangenen ſo geſtimmt, daß ihre Phantaſie ihnen in Anſehung der Vergangenheit glücklichere Gegenſtände vorſtellt als ſie wahrhaft waren, wodurch man die jetzige Zufriedenheit ſchwächt, da man doch vielmehr dahin trachten ſollte, daß unſer gegenwärtiger Zuſtand angenehm und glücklich würde.

Unſere Einbildungskraft iſt ſehr zur Parteilichkeit geſtimmt. Die Liebe verſchönert alles, ſo daß man glaubt, eine Perſon ſey ſchön, weil ſie andere Eigenſchaften hat; der Haß hingegen verhäßlicht alles, und wir glauben, daß der eine tückiſche Miene habe, der uns ehemals Unrecht gethan hat. Von jedem Miſſethäter ſagt man, daß er tückiſch ausſehe; freilich ſieht er in der Angſt nicht offen und freimüthig aus, aber ob er uns noch tückiſch vorkommen würde, wenn er nicht gefangen ſäße, iſt eine andere Frage. Daß man ſich durch die Phantaſie ein Bild mahlen kann, wovon uns die Wirklichkeit nichts zeigt, ſieht man daraus, daß, wenn man ſich eingebildet hat, dieſer oder jener ſey geſtört, dem Andern alles, was dieſer bei Laune thut, als zweideutig vorkommt. Man glaubr allerhand Lächerliches wahrzunehmen, was einen verrückten Menſchen anzeigt. Die Phantaſie mahlt uns allerhand Dinge vor und man weiß ſich nicht zu faſſen, wenn man hernach hört, daß es eine Lüge geweſen iſt. Jeder Menſch glaubt das zu faſſen, wovon ſein Kopf voll war. Die Gewohnheit zu gewiſſen Bildern, womit man ſich beſchäftigt, hält das Gemüth bei denſelben gegenwärtig und verdrehet das Urtheil, ſo daß man alles zu ſehen glaubt, was man zu ſehen gewünſcht hat. Schwärmer oder Leute, welche einer gewiſſen Sekte ergeben ſind, finden alles in der Bibel, was ſie wollen. Sie ſehen

etwas ſo deutlich ausgedrückt und müſſen über die Blindheit anderer Menſchen erſtaunen.

Bei einem Lügner iſt die Gewöhnung zu lügen oft unwillkührlich und man kann nicht ſagen, daß gewiſſe Menſchen eine Abſicht beim Lügen haben; ſie thun es nicht aus Abſicht oder aus Intereſſe, Gutes zu ſtiften, ſondern ihre Einbildungskraft iſt ſo wild, daß ſie mit ihnen davon läuft, und indem ſie mehr ſprechen als ſie ſich bedacht haben, verfehlen ſie ſich und eine Lüge erzeugt die andere.

Die Einbildungskraft bringt aus dem, was jemand ſieht, eine Nachahmung hervor; wenn ein Menſch im Affect ſpricht, ſo macht der Andere alle Mienen nach, womit jener ſpricht, ohne es ſelbſt zu merken; Perſonen, welche einander lieben, nehmen, wenn ihre Geſichtsbildung nicht zu ſehr verſchieden iſt, zuletzt faſt einerlei Geſicht und Mienen an.

Es iſt in einigen Bewegungen des Menſchen etwas Sympathetiſches, welches zuletzt dieſelbe Wirkung bei uns und Andern hervorbringt. Das Gähnen bewirkt vermittelſt der Phantaſie eine unwillkührliche Nachahmung deſſelben, beſonders wenn man in Gedanken iſt.

Es iſt merkwürdig, daß die Einbildungskraft ſtärker wirkt als die Gegenwart der Sache, indem die Leidenſchaft durch jene mehr vergrößert wird als durch die Sache ſelbſt. Es giebt Verliebungen, wo die Gegenwart der Perſon zwar einen großen Eindruck auf den Verliebten macht, aber dieſer Eindruck wird größer, wenn jemand in der Abweſenheit in eine Perſon verliebt wird. Die Urſache hiervon iſt, weil er in der Anweſenheit allerhand kleine Fehler ſieht, welche er in der Abweſenheit nicht bemerken kann. Ein ſolcher Verliebter iſt nicht anders zu heilen als durch die Ehe, welche das Ende aller Liebe iſt, ſo daß man es auch z. B. in

Frankreich für einen Widerſpruch hält, in der Ehe zu ſeyn und ſich zu lieben.

Ein Affect, welcher auf der Einbildung beruht, iſt ſchwerer zu dämpfen als jener, welcher auf einer Sache beruht; denn im letzten Falle läßt er ſich widerlegen, aber die Einbildung iſt fruchtbar und bietet alle Kräfte auf. Man weiß, daß Verliebte in fremde Länder reiſeten, um die Leidenſchaft der Liebe loß zu werden, aber dies half nichts, ſie konnten ſich bloß durch heirathen helfen. Dieſe Perſonen waren durch den Reitz der Phantaſie mehr eingenommen als durch andere Gründe. Man ſagt von der Einbildung, daß ſich in der erſten Zeit der Mündigkeit die ſtärkſten Eindrücke der Liebe finden, ſo daß ſich die Perſon, welche dann Eindruck auf ſie macht, ihnen am tiefſten einprägt, wenn man gleich hundert Fehler an ihr bemerke.

Die Phantaſie ſpielt mehr des Abends als des Morgens. An dieſem ſcheint die Herrſchaft des Verſtandes erneuert zu ſeyn, des Abends fängt die Einbildungskraft zu ſchwärmen an. Wenn der Menſch des Abends anfängt von dem Zuſtande nach dem Tode zu ſprechen, ſo iſt dies der Phantaſie ſehr willkommen; aber des Morgens iſt dies eine ſehr ſchale Unterhaltung. So lange der Menſch Herr ſeiner Phantaſie iſt, kann er arbeiten; läßt er dieſe aber ſchwärmen, ſo thut dies ihm großen Schaden und dies geſchieht meiſtens des Abends. Daher haben mehrere Aerzte die Bemerkung gemacht, daß das lange Aufbleiben in der Nacht dem Körper ſehr nachtheilig ſey, aber ſie haben davon nicht die richtige Urſache angegeben; ſie ſagen wohl, es ſey dem Körper zuträglich vor Mitternacht zu ſchlafen, aber dies erklärt nichts. Die wahre Urſache iſt folgende: des Abends iſt unſere Phantaſie ſehr geneigt herum zu ſchweifen und ſich an Hirngeſpinſten

zu vergnügen. Die Sinne haben alsdann weniger Unterhaltung und ſo kommen wir auf Dinge, welche auf unſere Einbildungskraft wirken und dieſe wirkt ſo ſehr auf unſere Nerven, daß dadurch gar ſehr am menſchlichen Leben genagt und gezehrt wird. Dieſe innere Schwächung der Nerven iſt der Quelle des Lebens viel nachtheiliger als vieles Andere. Man trifft zu dieſer Zeit auch nie Menſchen an, die ganz gelaſſen wären; ſie gehen dann mit lauter Luftſchlöſſern um und ſind gar nicht ruhig. Und obgleich dieſe Affizirung innerlich iſt, ſo geht ſie doch immer auf Unkoſten unſerer Lebenskraft; legt man ſich aber bald nach dem Abendeſſen zum Schlafen nieder, ſo wird man am Morgen nicht bloß ſtärker, ſondern auch vor nachtheiligen Nervenaffizirungen ſicher ſeyn. Auf dieſe Art muß man den Lauf der Phantaſie oder die Schwärmerei zu heilen ſuchen. So lange man in Geſellſchaft iſt, wird man ſich noch immer im Gleiſe halten; daher muß man, wenn man von da weggeht, ſich ſogleich zu Bette legen und nicht ſpät aufſitzen.

Auf der Phantaſie beruhen eine Menge Krankheiten und auch ihre Heilung. Die Aerzte helfen meiſtentheils durch die Zuverſicht und Ruhe, welche ihre Gegenwart den Patienten einflößt, wobei der Körper mehr zu ſeiner Geſundheit arbeiten kann, aber der Arzt iſt auch die Urſache vieler Krankheiten; denn jeder Menſch meint, der Arzt verſtehe am beſten am Körper zu pflicken, und ſo werden ſie in der Einbildung krank.

Wenn man ſehen will, was für ein großes Geſchäft die Phantaſie treibt, ſo darf man nur ſeine eigene Unterhaltung nehmen. In der Einſamkeit iſt jeder Menſch beſchäfftigt, macht Plane, findet darin ſeine wahre Unterhaltung, kann ſich Romane ſo lebhaft darſtellen und hat das Vergnügen, immer die Hauptperſon dabei zu ſeyn.

Man kann behaupten, daß die Ehen glücklich ſind, wo der Mann ſich einbildet, daß ſeine Frau große Gegenliebe gegen ihn habe, und dieſe Einbildung iſt das, was das Glück ihres Lebens ausmacht. Daher iſt die Frau ſchon gegen ihren Mann gefällig, die, wenn ſie ſchon keine Liebe für ihn hat, doch alles das thut, was eine Gegenliebe zu verrathen ſcheint; denn dahin geht doch bloß ſeine Einbildungskraft, und er wird es immer glauben; die Phantaſie iſt bei dem Menſchen von eben dem Werthe als die Wirklichkeit.

Wenn ein Geitziger Geld ſammelt, ohne eine weitere Abſicht dabei zu haben, ſo reizt ihn nichts als der Genuß dieſer Reichthümer oder die Phantaſie. Wenn er ſeine Nachbarn Staat machen ſieht, ſo ſtellt er ſich vor, daß er dies alles auch haben könnte und noch zu genießen hat, und dann ſtellt er ſich hinterher auch noch das Mißvergnügen vor, wenn jemand nach genoſſenem Vergnügen mit leerem Beutel zurückkommt. Dieſer Zuſtand beim Geitzigen hat viele Vorzüge; er behält alles ſein Geld in der Taſche und ſieht alles Vergnügen noch vor ſich. Man ſieht alſo, daß die Leidenſchaft des Geitzes nicht ganz blind iſt; denn ſie nährt eine unerſchöpfliche Quelle von Einbildungen.

Manche Menſchen ſind nicht im Stande, etwas Einſtimmiges in den Dingen zu finden, Andere finden alles ähnlich, welches ein Geſchäft des Witzes verräth. Der Witz bringt einen Vorrath von Kenntniſſen zuſammen, die Urtheilskraft aber wirft alles wieder weg, was mit einem feſten Erkenntniſſe nicht zuſammen hängt, ſie berichtigt unſere Begriffe. Der Witz belebt das Gemüth und leitet uns aufs Mannichfaltige; die Urtheilskraft ſchränkt die Lebhaftigkeit des Gemüths ein, indem ſie uns beim Nachdenken behutſam macht. Der Witz iſt darum beliebt, weil er aufgeweckt iſt; die Ur=

theilskraft iſt bedachtſam und darum hochgeachtet; allein ſo hochgeachtet ſie immer iſt, ſo iſt ſie doch nicht ſo beliebt; denn jeder ſucht den Witz mehr als die Urtheilskraft; der Witz macht ohne ſie Glück, aber das wahrhafte Verdienſt findet nicht allenthalben Liebhaber. Die Urtheilskraft erhält Bewunderung, erweckt Lob, aber man nähert ſich ihr nicht immer. Aller Witz iſt ein Spiel, aber er iſt doch nützlich; denn jeder Einfall giebt eine Mannichfaltigkeit von Gedanken. Durch den Witz werden Regeln gegeben und dieſe haben große Brauchbarkeit; denn eine jede Regel von Dingen dient dazu, eine Menge Fälle zu beurtheilen und iſt ein concentrirter Begriff, welcher eine Menge Anderer enthält; die Urtheilskraft aber ſchränkt dieſe Erwartung ein. So wie der Witz unſer Denken dreuſt und waghaft macht, ſo macht die Urtheilskraft verlegen und behutſam; ſie iſt zwar rühmlich, aber ſie glänzt nicht.

Der Witz iſt vielleicht das Talent der Jugend, die Urtheilskraft aber das Talent des Alters; daher ſagt man: ein lebhafter Witz und eine reife Urtheilskraft. Die Urtheilskraft läßt ſich nicht lehren, aber witzige Einfälle kann man wohl lernen; ſie wächſt durch den Gebrauch und iſt der Verſtand, von dem man ſagt, er komme nicht vor den Jahren. Junge Leute glauben oft, ſie ſeyn ſo klug als die älteſten; in ſo weit können ſie Recht haben, daß ſie Geiſt genug beſitzen, allein vor den Jahren kann man keine Urtheilskraft haben; denn dieſe erfordert Verſuche, Uebung und Erfahrung. Sie iſt ein negatives Vermögen; ſie berichtigt die Urtheile, erweitert ſie aber nicht. Sie iſt alſo die Wirkung von einem durch Erfahrung geübten Gemüthe.

Eine Erklärung, die Verſtand enthält, heißt, in ſo fern ſie zugleich Witz in ſich faßt, ſinnreich, ſobald der

Witz vorzüglich hervorſticht. Eine Erkenntniß, wo die Urtheilskraft hervorragt, heißt ſcharfſinnig.

Der Witz iſt eine Quelle der Einfälle, die Urtheilskraft der Einſichten. Es giebt Leute, welche reich an Einfällen ſind und allerhand Plane entwerfen, zu welchen jedoch noch die Urtheilskraft hinzukommen muß, um ſie zu prüfen. Mancher Menſch iſt ſo fruchtbar an Witz, daß dieſer ihn auf tauſenderlei Einfälle bringt, aber ein ſolcher Kopf iſt gewöhnlich nicht reich an Einſichten.

Einfälle haben keine lange Dauer, weil man doch am Ende ſieht, daß ſie nichts ſind, und ſo verliert ſich am Ende die erſte Ueberraſchung, die uns Vergnügen machte.

Einige Nationen (z. B. die Franzoſen) haben einen Hang, Einfälle günſtig aufzunehmen; daher kommt es, daß dieſe Einfälle in den großen Haufen derſelben eindringen und ihre Druckerpreſſen damit überſchwemmt ſind. In Teutſchland ſind ſie Contrebande; denn wer da mit bloßen Einfällen auftritt und nicht eine Einſicht daraus zu machen ſucht, der kommt ſchlecht weg. Die Urſache hiervon iſt, die Teutſchen können ihren Einfällen nicht das Gewand umhängen, welches ſie einſchmeichelnd macht. Aber eine Nation, die ein ſolches Vergnügen an Einfällen hat, hat keinen ächten Geſchmack.

Einen Volkscharakter aufzufinden iſt nicht nur ſehr ſchwierig, ſondern auch mißlich und ungewiß. Die Regierungsart und die Religion machen aus dem Volke gewöhnlich das, was es iſt, ſo wie jeder Menſch das iſt, was die Erziehung aus ihm gemacht hat; doch findet man oft zwiſchen Brüdern oder auch zwiſchen Schweſtern, die ganz die nämliche Erziehung gehabt haben, große Unterſchiede, theils im Charakter, theils im Tem=

peramente. Wenn auch eine einmal gewohnte Regierungsart ſich verändert, ſo hat das weiter keinen Einfluß auf das Naturell des Volks, wie man das an Frankreich ſehr deutlich ſehen kann.

Haben einzelne Menſchen im Volke einen Charakter, ſo hat das Volk keinen; haben aber einzelne Menſchen im Volke keinen Charakter, ſo hat das Volk einen, z. B. in England hat jeder ſeine eigne Meinung und Weiße, jeder ſucht etwas darin, Original zu ſeyn, hat alſo ſeinen eignen Charakter, daher hat die ganze Nation keinen Charakter. Hingegen haben die Franzoſen einen ganz unverkennbaren Charakter.

Frankreich iſt das Land des Geſchmacks, weniger aber des Kunſt= als vielmehr des Converſationsgeſchmacks. (Converſation beſteht in dem Umgange der Menſchen, wodurch ſie einander angenehm werden). Die Franzoſen haben zuerſt die Frauensperſonen in die großen Geſellſchaften gezogen, welche in denſelben den Ton angeben; in England geben die Weiber nicht den Ton in Geſellſchaften an. Von der moraliſchen Seite betrachtet iſt Frankreich das Land der Conduite, der Sitten, aber nicht der Tugend; bei ihnen wird die Anſtändigkeit bis zu einem ſo hohen Grade getrieben, daß ſie in Pedanterei ausartet. In Anſehung des Temperaments zeichnen ſie ſich durch lebhaften Witz, Leichtſinn, Frivolität (welche alles Wichtige auf die leichte Schulter nimmt) und Freigeiſterei aus, welche in der Neigung beſteht, ſich in Anſehung der Religion keinen Geſetzen zu unterwerfen. Geſelligkeit und Geſprächigkeit findet man bei ihnen in der größten Vollkommenheit, daher auch ihre Sprache, welche zwar nicht die Energie anderer Sprachen hat, zur Converſation die geſchickteſte iſt. Ein franzöſiſcher Kleinmeiſter, petit maitre, muß äußere Manieren und viele Weltkenntniß beſitzen

und ſich das Anſehen geben, als wenn er alle wichtigen Staatsgeheimniſſe wüßte, die teutſchen Stutzer ſind von ihnen himmelweit unterſchieden. Die Coquetterie iſt keine unangenehme Eigenſchaft und beſteht blos in der Kunſt zu gefallen und ſich Andern zum Gegenſtande des Wohlwollens zu machen, ohne dies ſehr merken zu laſſen. Bei den franzöſiſchen Weibern ſind die vapeurs nichts anders als eine Art ſich zu zieren. Wahrſcheinlich haben die Duelle in Frankreich ihren Urſprung genommen, da ſich das point d'honneur bei ihnen auf die geringſten Kleinigkeiten einſchränkt. Es war unter andern guten Einrichtungen ein tribuual du point d'honneur in Paris, wo alle Handſchriften von Officieren, welche auf dieſelben Geld von Bürgern geliehen und auf Ehre verſprochen hatten, zu bezahlen, eingeklagt werden konnten; bezahlte der Officier nicht, ſo wurde er von dieſem Tribunal des königlichen Dienſtes für unfähig erklärt und aus demſelben entlaſſen.

Der gute Ton, bon ton, iſt eine gewiſſe Manier, in der man ſpricht, und die eben Mode iſt. Die meiſten Schriften in Frankreich werden ſo eingerichtet, daß ſie auch auf die Toilette der Weiber kommen können. So iſt es auch Mode, daß Weiber bureaux d'esprit über Gelehrſamkeit und ſchöne Künſte halten, wobei ſich denn allemal die witzigſten Köpfe verſammeln.

Die Eitelkeit, wodurch ſich die Franzoſen vor vielen andern Völkern unterſcheiden, iſt die Neigung eine Ehre in das zu ſetzen, was das wahre Verdienſt eines Menſchen nicht vergrößert. So behaupteten ſie z. B. ehemals und ſuchten eine beſondere Ehre darin, daß ihr König der größte König ſey.

Die Manier der Franzoſen iſt leicht und von allem Schulzwange unabhängig, daher ihre Höflichkeitsbezeugen nie läſtig ſind. Die Franzoſen, beſonders aber ihre

Weiber ſind ſehr unſauber, aber dabei ſehr zierlich. Sie ſind im Genuſſe mäßig, und ihre Mahlzeiten aus ſolchen Materien zuſammen geſetzt, die eben nicht ſehr ſättigend ſind. Häuslichkeit ſtimmt mit der Converſation nicht überein; daher wird man ſie bei ihnen nur in den niedern Ständen antreffen.

Ihre Schriftſteller zeichnen ſich außer ihrem Witz noch durch viele Hardieſſe und durch einen entſcheidenden Ton bei Sachen aus, die eben noch nicht bewieſen ſind.

In ihrer Regierung hat man immer Widerſprüche gefunden, z. B. die größte Intoleranz herrſchte gerade zu den Zeiten, wo Freigeiſterei ihren höchſten Gipfel erlangt hatte ꝛc. Ihre Criminaljuſtiz überſtieg alles, was man grauſam nennen kann; daher viele unſchuldig zum Tode verurtheilt wurden, welche Urtheile man nachher oft widerrief, und die Anverwandten des Hingerichteten, welche in Frankreich gewöhnlich alle ihre Aemter verloren, wieder einſetzte.

Die Spanier ſtammen eigentlich von den alten Gothen aus Teutſchland ab, doch ſteckt in ihrem Blute auch viel von den Sarazenen und Juden, woraus ſich auch ſehr leicht ihr Hang zur Grandezza oder zum Hochtrabenden erklären läßt. Die ſpaniſche Nation hat aber auch wirklich etwas Erhabenes; denn dem ſpaniſchen Kaufmanne kann man im Handel den feſteſten Glauben beimeſſen. Der Spanier iſt ein Verehrer des Alten; daher kann er ſich mit dem veränderlichen, luſtigen Franzoſen nie vertragen; alle ſeine Luſtbarkeiten müſſen eine gewiſſe Gravität haben; luſtig iſt er nur in ſehr großen Verſammlungen, in kleinern und in ſeinem Hauſe immer ſehr ernſthaft. Im Genuß übertreffen die Spanier an Mäßigkeit noch die Franzoſen; daher entſteht denn auch, weil ſie ſo ſehr wenig bedürfen, ihr Hang zur

Faulheit. Alles, was mit einer gewiſſen Feierlichkeit vollzogen wird, iſt ganz nach ihrem Geſchmacke, daher auch ein auto da fé und ein Stiergefechte ihre angenehmſten Schauſpiele waren.

Die Italiener beſitzen den wahren Kunſtgeſchmack, wobei ihnen ihre lebhafte Imagination, mit der Leichtigkeit des Witzes verbunden, ſehr zu ſtatten kommt; der Italiener iſt aber auch ebendaher vielen Affecten unterworfen. Er iſt ſcherzhaft, ſein Scherz enthält aber einen ſehr großen Grad von Lebhaftigkeit; der gemeine Italiener iſt ſolider, zuverläſſiger und klüger als der gemeine Franzoſe. Die Italiener ſind ſehr für ſolenne Vergnügungen, z. B. Proceſſionen, Carneval, Pferderennen ꝛc. eingenommen, wobei ſie ſich öffentlich können ſehen laſſen. Die ganz gemeinen Leute ſind äußerſt faul, weil ſie ſich von dem Eſſen nähren können, was ihnen in den Klöſtern ausgetheilt wird, und daher auch ſehr arm. Es wäre ſehr gut, wenn jedes Zeitalter bloß ſeine Armen ernährte und nicht dafür Sorge trüge, die Armen des künftigen Zeitalters zu unterhalten; denn man hat bemerkt, je mehr die Fonds vermehrt werden, um Arme zu ernähren, deſto mehr werden Arme. Es kann alſo leicht ein Ort durch die vielen Fonds, welche er zur Erhaltung der Armen aufbringt, arm werden. Italien iſt das Land der Pracht und des Kunſtgeſchmacks, beſonders in Rückſicht der Alterthümer. Bei den Italienern findet man tiefgelegte, überdachte Verſchlagenheit, welches wohl mit von ihrer Religion herkommen mag. Ihre Erfindungskraft läuft entweder darauf hinaus, jemanden zu überliſten, oder einer Liſt und einem Betruge auszuweichen.

Die Bank, das Lotto, der Wechſel, die italieniſche Buchhaltung ſind alles italieniſche Erfindungen. In Genua und einigen andern Städten Italiens iſt es

Mode, daß nie der Mann öffentlich mit ſeiner Frau erſcheint, ſondern bloß der ſogenannte Cicisbeo, welcher aber auch verheirathet ſeyn kann, der Mann kann aber allemal wieder mit der Frau eines andern öffentlich erſcheinen. Die Giftmiſcherei iſt eigentlich in Italien erfunden und auch da zur größten Vollkommenheit gebracht worden. Ihre politiſche Klugheit gegen Andere iſt immer ſehr weit hergeholt, bei dem allem erhalten ſich in Italien viele ſonſt ſchwache Staaten durch ihre Politik.

In England iſt der gemeine Mann belehrt, in Frankreich conduiſirt und in Italien klug. Die Belehrung erhält der Engländer durch die Zeitungen, welche wahre Meiſterſtücke ſind, und welche Geographie, Naturgeſchichte, Medizin ꝛc. enthalten. Es iſt kein Land, wo der Wohlſtand ſich ſo bis auf den Geringſten im Volke verbreitet, wie in England. Die Engländer verpachteren ihre Güter ehemals auf 20 ja in Schottland auf 30 Jahre, ſo daß man endlich die Pachter, welche viel auf die Verbeſſerung der Güter verwandten, da ſie dieſelben lange benutzen konnten, als Glieder der Familie betrachtete und wodurch ſo viel Aufklärung befördert wurde. Heut zu Tage verpachtet man ſie nur auf wenige Jahre, welches der Cultur ſehr nachtheilig iſt. Korn heißt in Frankreich der Weizen, in Teutſchland der Roggen, in Norden die Gerſte, in Schottland der Hafer. In England findet man die mehrſten Originale, welche zugleich Muſter ſind; dies hat ſeinen Grund theils in der Regierungsart, theils in ihren Talenten, daher ſie ſich in allen Producten des Witzes beſonders als Originale zeigen. Es giebt zwar auch unter ihnen Sonderlinge, welche bloß die Originale nachäffen. Eigenſinn iſt die Abneigung ſich nach dem Willen Anderer zu bequemen, und gehört mit zur Originalität. In Eng-

land ſind die Menſchen grob, weil ſie ſich an Niemanden kehren dürfen; ſo ſetzt z. B. der Engländer einen Werth darein, wenn er dem Könige zuwider ſeyn kann. Er ſchätzt ſeinen Adel ſehr hoch, weil er die Vormauer der Freiheit iſt; überdieß findet man in England noch den gelehrteſten Adel. Der Franzoſe iſt höflich gegen Fremde, der Engländer aber nicht, dagegen iſt er ſehr gaſtfrei, und liebt ſolide Freundſchaft mehr als bloße Unterhaltung. Franzoſen und Engländer ſind außer ihrem Vaterlande unerträglich, weil ſie alles in ihrem Vaterlande beſſer zu finden glauben. Die Solidität und Genauigkeit der Engländer in ihren Arbeiten zeichnet ſie vor den Franzoſen und allen andern Völkern ſehr vortheilhaft aus, da ihre Arbeiten dem Gebrauche allemal genau angemeſſen ſind. Das engliſche Weib iſt nicht ſo ſchön wie die Italienerin, nicht ſo unterhaltend wie die Franzöſin, welche ſogar zur ſoliden Freundſchaft mehr aufgelegt iſt als der Franzoſe; daher iſt ſie oft in Geſellſchaften verlegen. Ihre Herrſchaft iſt jedoch ſehr groß und thut den Rechten der Männer vielen Abbruch. In allen engliſchen Schriften iſt eine gewiſſe Originalität anzutreffen, welche für alle Zeiten original bleiben wird.

Die Teutſchen beſitzen großen Fleiß und alle die Geſchicklichkeiten, zu denen Emſigkeit und anhaltende geduldige Arbeitſamkeit gehört; bei ihnen herrſcht der Geiſt der Ordnung und der Methode, ſie halten ſich aber auch bei dem Formalen ſo ſehr auf, daß ſie das Materiale darüber vergeſſen; dies zeigt ſich beſonders bei der Schulerziehung. Die teutſchen Armeen ſind, da ſie den höchſten Grad des Mechanismus annehmen, nur durch eine große Uebermacht zu überwinden. Die Peinlichkeit in Formalien geht leicht in Pedanterie über. Daher bei den Teutſchen allein die vielen Standesunter=

ſchiede; auch werden oft durch dieſe Formalitäten wirkliche Anlagen zum Genie unterdrückt. Sittſamkeit und Beſcheidenheit iſt den Teutſchen mehr eigen als Hardieſſe. Gern nehmen ſie Belehrung von andern Völkern an und überſetzen daher alle guten Werke anderer Nationen in ihre Sprache, um aus denſelben zu lernen. Der Teutſche hängt aber nicht an ſeiner Heimath, ſondern verſucht in allen Ländern ſein Glück, daher iſt er ſehr gut zum Coloniſten zu gebrauchen, weil er ausharrende Geduld hat; er legt ſich auch mehr auf den Landbau, da ſich der Engländer mehr mit dem Handel abgiebt; er unterwirft ſich gern den Geſetzen, welches bei andern Nationen äußerſt ſchwer hält; er iſt daher auch ſehr leicht zu beherrſchen. Er liebt die Mahlzeit und den Trunk, welches ſeinem Pflegma am angemeſſenſten iſt; ſeine Gaſtfreundſchaft iſt bekannt, doch ſcheint ſie ſich mehr auf Neugierde als auf Wohlwollen zu gründen; der Teutſche hat verſchiedene Erfindungen in Sachen, zu denen viel Betriebſamkeit und Mühe gehört, gemacht, wozu ihn ſein ſchon zeitig ausgebreiteter Handel und ſein Bergbau veranlaßte.

Cultivirte Nationen kann man nur diejenigen nennen, bei denen äußere Freiheit, bürgerliche Verfaſſung d. h. Einſchränkung der Freiheit Einzelner in ſo weit, daß ſie ſich mit der Freiheit Anderer verträgt, und Gewalt iſt, wodurch die Geſetze geſichert werden. Wenn man in Europa noch barbariſche Nationen annehmen wollte, ſo würden es ſolche ſeyn, die den Grad der Cultur noch nicht erreicht haben, daß man nicht wieder von ihnen einen Rückfall in gänzliche Barbarei vermuthen ſollte; dies wären die Türken, Polen und Ruſſen; denn bei den Türken findet ſich zwar Gewalt, aber ſie iſt ohne Freiheit und ohne Geſetz. Bei den Polen finden ſich Freiheit und Geſetz, aber keine Gewalt; klagt man

den Schuldigen an und er wird auch verurtheilt, ſo wird das Urtheil doch ſelten vollzogen. Bei den Ruſſen findet ſich Gewalt und Geſetz, aber keine Freiheit.

Die Polen ſind äußerſt lebhaft, aber ohne Witz, ſie nehmen die Sitten aller andern Nationen an, lieben die Pracht, aber nicht die Reinlichkeit und Ordnung; daher findet man bei ihnen koſtbare Möbeln im größten Schmutze. Es iſt auch an dieſer Nation zu ſehen, daß Reinlichkeit keine dem Menſchen angeborne Eigenſchaft iſt, da der Pole wirklich gegen ſie abgeneigt iſt. Die Polen beſitzen große Güter, die aber auch ſehr verſchuldet ſind. Die Cultur des weiblichen Geſchlechts iſt in Polen bei weitem größer als die des männlichen. Uebrigens iſt die ganze Nation ſehr weichlich.

Die Ruſſen dagegen ſind abgehärtet, nicht ſo lebhaft und leichtſinnig wie die Polen, gehorſam und am beſten als Maſchinen zu gebrauchen. Völker, die keine unmittelbare Achtung für das Geſetz haben, gränzen nahe an Barbarei; die Ruſſen haſſen ſogar das Geſetz und gehorchen nur aus Zwang. Die Polen hingegen haben weder Achtung fürs Geſetz noch Zwang. Diejenigen, welche den Geſetzen der Obern im Geheim gern entgegen arbeiten, nennt man tückiſch oder mukſch; ſie thun es größtentheils aus Haß gegen den, der das Geſetz gegeben hat, der Haß aber iſt ein Product ihres Stolzes, welcher den Befehlen Andrer nicht untergeben ſeyn will; Tugenden ſind beſonders den ſlaviſchen Nationen eigen. Ehedem konnten viele ſonſt fremde Nationen wegen des Polytheismus, der auch fremde Götter gern annahm, zuſammenſchmelzen, welches bei dem intolerantern Monotheismus nicht ſo gut anging; heut zu Tage können die Völker wegen der Verſchiedenheit der Religionen nicht leicht zuſammenſchmelzen. Eine Religion wird deſto aufgeklärter, je mehr ſie allgemeiner

iſt, je mehr ſie ſich vom ſtatutariſchen entfernt und Allen einleuchtender und begreiflicher wird.

Unter Race verſteht man die Abartung und Mannichfaltigkeit einer Thierart; ſie zeigt ſich in den Unterſchieden, die nothwendiger Weiſe angeerbt ſind. Varietäten ſind auch Abartungen einer Thierart, nur daß bei ihr die Unterſchiede nicht angeerbt ſind; ſo zeugt z. B. ein Neger mit einer Weißen keinen Neger und keinen Weißen, ſondern einen Mulatten; und die Vermiſchung eines Europäers mit einer Indianerin giebt Meſtizen.

Bei den Amerikanern (den Wilden in Amerika) iſt der Hauptcharakter die Lebloſigkeit, ſie haben keine Leidenſchaften; ihre Freiheitsliebe iſt bloß Liebe zur faulen Unabhängigkeit; daher nehmen ſie auch gar keine Cultur an.

Die Neger dagegen ſind ſehr lebhaft und nehmen alle Cultur des Dieners, nur nicht des Herrn an; denn zur Arbeit haben ſie gar keine Neigung. Die Neger und Amerikaner werden alſo nie für ſich eine ordentliche bürgerliche Geſellſchaft ſtiften können.

Die Einwohner von Hindoſtan ſcheinen äußerlich ſich ſelbſt ganz zu beſitzen; innerlich aber ſind ſie den heftigſten Leidenſchaften unterworfen; daher ſind ſie ſehr rachſüchtig und laſſen, wenn ſich nur Gelegenheit dazu zeigt, ihrer Leidenſchaft ganz den Zügel ſchießen. Die Hindus können es in allen mechaniſchen Künſten ſehr weit bringen und zeigen auch in denſelben einen hohen Grad der Cultur.

Die Mongolen ſind ein nomadiſches Volk, welches von thieriſcher Nahrung lebt, d. h. von Fleiſch und Milch, daher ihre große Leichtigkeit; denn ſie ſind an Gewicht wirklich um vieles leichter als andere Menſchen, die eben ſo groß und ſo ſtark ausſehen; ſie ſind

munter aber ſehr unreinlich, bei weitem ſo bösartig nicht als man ſie ſchildert, allein ihr Geiſt taugt zur Kultur der Künſte und Wiſſenſchaften gar nicht. Angebauetes Land können ſie nicht leiden, weil es mit ihrer Viehzucht nicht ſtimmt; ſie verwüſteten alſo aus dieſem Grunde alles angebauete Land, wo ſie bei ihren Zügen hinkamen und wollten Städte und Dörfer in Weideland verwandeln, daher ſcheuet man ſie als eine ſehr gefährliche Nation.

Der Charakter der Menſchengattung kann betrachtet werden, entweder als Charakter einer Thiergattung oder als Charakter einer Gattung vernünftiger Weſen. Manche haben ſich darüber geſtritten, ob der Menſch zu den zweifüſſigen oder vierfüſſigen Thieren gehöre; Linné nimmt ihn als zweifüſſig an, glaubt aber zwiſchen ihm und dem Affen in der Bauart wenig oder gar keinen Unterſchied zu finden, welchen aber Camper allerdings gefunden hat. Der Menſch gehört weder zu den allein Früchte freſſenden Thieren, noch zu den allein Fleiſch freſſenden, ſondern zu beiden zugleich. Er iſt nicht zum Raubthiere gemacht, daher haben auch die andern Thiere von Natur keine Furcht vor ihm.

Der Menſch iſt, außer den Geſangvögeln, welche von ihren Eltern das Singen lernen müſſen, das einzige Thier, welches erzogen werden muß. Er kann durch die Erziehung nach und nach weiter bis zur Vollkommenheit gebracht werden. Jedes Thier erreicht gewöhnlich ſeine Beſtimmung, der Menſch erreicht ſie auch als Thier, aber nicht als Menſch; denn da die Vollkommenheit deſſelben von einer Generation zur andern nicht erreicht wird, ſo kann er ſeine Beſtimmung nie als Individuum erreichen; bei dieſen Fortſchritten der Vollkommenheit ſcheint die Natur dem Menſchen nur die allernothwendigſten Mittel, ſich ſelbſt zu ver-

vollkommnen, an die Hand gegeben zu haben, damit er ſich die übrigen ſelbſt ſuche und ſich ſelbſt ſeine Vervollkommnung allein zu verdanken haben ſoll.

Der Menſch als vernünftiges Weſen iſt beſtimmt, den bürgerlichen Zuſtand zu vervollkommnen, welches der Endzweck aller ſeiner Naturanlagen iſt; dieſer bürgerliche Zuſtand kann aber nur durch eine Reihe von Generationen hervorgebracht werden. Die Natur treibt nämlich den Menſchen durch die Unverträglichkeit, die Zwietracht und den Hang, einander übel zu begegnen, zu dieſem Zwecke an, der ihn allein durch geſetzlichen Zwang vor dem allem ſchützen kann.

Recht heißt geſetzliches Verhältniß der eingeſchränkten Freiheit des Einen, damit ſie mit der Freiheit der Uebrigen übereinſtimme. Der bürgerliche Zuſtand ſcheint nicht nöthig zu ſeyn, wenn alle Menſchen gutartig wären, allein in dieſem Fall würden auch die Kräfte des Menſchen nicht ausgebildet werden; die Menſchen würden gleich guten Schafen nebeneinander leben und die Zwecke der Natur ganz rückgängig machen, da ſie gar keinen Reiz haben würden, die Keime ihrer Vollkommenheiten durch viele Mühe und Fleiß auszubilden. Jetzt aber, da kein Menſch vor dem andern ſicher iſt, muß jeder auf alle nur mögliche Art ſeine Kräfte auszubilden ſuchen, um ſich gegen Andere ſchützen zu können. Kommt die Entwickelung der Fähigkeiten eines Volks nicht bis zur bürgerlichen Verfaſſung, ſo bleibt es barbariſch und reibt ſich ſelbſt auf. Iſt die bürgerliche Verfaſſung in gleichem Verhältniſſe mit den Künſten, ſo iſt der Staat glücklich, wachſen aber die Künſte mehr als die Vollkommenheit der bürgerlichen Verfaſſung, ſo tritt der Luxus ein, welcher den Staat zu Grunde richtet.

Oeffentliche Gerechtigkeit mit Gewalt verbunden,

muß bei allen Völkern ſtatt finden, wenn die Natur ihren Zweck erreicht haben ſoll; denn ohne dieſelben kann die Natur nie ihren Zweck erreichen.

Bürgerliches Recht iſt ſchon ein großes Kunſtſtück, aber Völkerrecht, in ſo fern es auch ausgeübt wird, iſt bei weitem ein noch größeres. Die Inſtinkte des Menſchen ſind feindſelig und ſeine Bösartigkeit allein trägt, ſo wie das große Mißtrauen des Einen gegen den Andern, viel zu der Vervollkommnung des Menſchen bei. Die Geſchichte zeigt, daß wir nach vielen Umwegen und nach Verlauf vieler Zeit endlich immer einen Schritt der Vollkommenheit näher kommen; denn es iſt jetzt bei weitem mehr Freiheit und Gewalt in den Staaten anzutreffen als vormals. Die Naturanlagen werden durch Cultur, durch Civiliſirung und durch Moraliſirung ausgebildet. Civiliſirung iſt die Entwickelung der Geſelligkeit; ein hoher Grad von ihr heißt Luxus oder der Aufwand aufs Entbehrliche zum Nachtheil des Unentbehrlichen, das Uebermaaß deſſen, was zu unſerm Vergnügen dient, nicht in der Menge, ſondern in der Mannichfaltigkeit beſtehend. Der Luxus entſteht gewöhnlich aus einer übergroßen Verfeinerung, die den Menſchen unglücklich macht, da die große Menge der Bedürfniſſe es ihm täglich mehr erſchwert, ſie zu befriedigen.

Der Zuſtand, durch welchen der Zweck der Natur erreicht wird, iſt die bürgerliche Verfaſſung; da dieſe aber nur neben andern bürgerlichen Verfaſſungen beſtehen kann, ſo werden ſie alle ein Geſetz haben müſſen, nach welchem ſie einſtimmig handeln und dies iſt das Völkerrecht.

In der bürgerlichen Geſellſchaft wird die rohe Freiheit der Einzelnen durchs Geſetz eingeſchränkt, doch ſo, daß ihnen kein Andrer Eintrag thun kann.

Völker werden alſo gegen einander in dem nämli-

chen Verhältniſſe ſeyn, wie einzelne Naturmenſchen; denn wenn ein Volk bloß geſetzloſe Freiheit hätte, und das andere nicht, ſo würde es bald die bürgerliche Verfaſſung deſſelben zerſtören. Es müſſen daher jetzt alle Staaten, wenn auch nicht im Kriege, doch beſtändig in Kriegsverfaſſung ſeyn. Die Fürſten ſind gewöhnlich noch Richter in ihren eignen Sachen; ſie halten es für kleinlich, dieſelben in der Güte abzuthun; das iſt wirklich noch die Anzeige eines barbariſchen Zuſtandes.

Die Triebfeder, welche den Menſchen natürlicher Weiſe zwingt, in die bürgerliche Geſellſchaft hineinzugehen, iſt, daß der Menſch ſich allein ſeine Rechte nicht ſichern kann. Es geſchieht jedoch wohl, daß Einige ſich recht gut vertragen, dies iſt aber nicht von langer Dauer; denn das ſieht man ja aus der Zerſtreuung der Menſchen in alle Theile der Welt, ja ſogar in ſolche öde und kalte Gegenden, wo ſie von ſelbſt nicht würden hingegangen ſeyn, wenn ſie nicht von Andern wären vertrieben worden.

Die bürgerliche Geſellſchaft iſt alſo der vorzüglichſte Zweck der Natur, und es iſt gar keinem Zweifel unterworfen, daß der Menſch dazu und nicht wie wilde Thiere, in Wäldern einzeln herumzuſchwärmen, geſchaffen iſt. Der Menſch hat zwar Triebfedern der Ungeſelligkeit, aber er iſt geſellſchaftlich geneigt; er möchte gern die Oberhand über Andere haben, um ihnen gleich zu ſeyn und dies iſt der einzige Grund, warum er ſich ſo ſehr ſträubt, in die bürgerliche Geſellſchaft einzutreten. Die Natur hat ihn beinahe ſich ganz ſelbſt überlaſſen, er muß ſich alles, auch die Geſelligkeit ſelbſt erwerben, auch ſogar die Art und Weiſe, wie er ſich etwas erwerben will.

Die bürgerliche Verfaſſung entſpringt aus Freiheit, Geſetz und öffentlicher Gewalt, und hierin liegt das

große Problem, aus der Ungeſelligkeit der Menſchen ein geſellſchaftliches Ganze hervorzubringen. Der Menſch handelt von ſelbſt nicht nach Grundſätzen der Gerechtigkeit, er muß erſt von Andern dazu gezwungen werden.

Wie eine bürgerliche Verfaſſung zu gründen ſey, davon liefert uns die Geſchichte ſehr viele Beiſpiele, allein die Beſtrebung, ein Völkerrecht hervor zu bringen, iſt eine ganz neue Erfindung und nur in Europa hat man daran gearbeitet, doch ſehr weit vorwärts iſt man darin noch nicht gekommen, ſondern im Gegentheil wieder etwas zurückgegangen.

Der ſchlimmſte Zuſtand des Menſchengeſchlechts iſt der Uebergang von der Civiliſirung zur Moraliſirung. Neue Begierden und Bedürfniſſe machen uns unglücklich, und erſchweren uns den Beſitz unſers häuslichen Glücks; denn durch zu große Verfeinerung öffnen wir dem Uebel und dem Schmerze neue Thüren, aber nicht allein uns, ſondern auch zugleich Andern. Wenn wir bloß bei der Civiliſirung ſtehen bleiben wollten, ſo würden wir wenig gebeſſert ſeyn, da mit ihr Laſter und Begierden immer wachſen; hiezu gehört auch noch die Cultivirung der Wiſſenſchaften als Luxus des Verſtandes, welche das Glück der Menſchen gewiß nicht befördern, wenn ſie nicht Moralität, die dem Luxus ſein Schädliches entzieht, annehmen.

Eine vollkommene bürgerliche Verfaſſung iſt nicht eher möglich als bis cultivirte Unterthanen da ſind, welche gar keine andere Verfaſſung und Regierung leiden. Daher muß man ſuchen die Menſchen aufzuklären und das Völkerrecht beſſer einzurichten. Die Freiheit mit einem Geſetze und durch das Geſetz verbunden beſteht darinnen, daß die Geſetze ſo gegeben werden, als wenn ſie aus der allgemeinen Stimme des Volks entſtanden wären. Dieſe Geſetze müſſen für alle gelten

und von allen gegeben werden können; dann verdienen ſie erſt den Namen von gerechten Geſetzen.

Im rohen Zuſtande iſt der Grund der Genügſamkeit die Einfalt, im civiliſirten die Seelenſtärke, und in dieſen letztern Zuſtand muß der Menſch kommen, wenn er wirklich glücklich ſeyn will. Wir ſind jetzt, die wir an der Einheit der Religion arbeiten, an der Stufe dieſes Ueberganges von der Civiliſirung zur Moraliſirung. Die innere Religion vertritt jetzt die Stelle des rechtlichen Zwanges. Um den großen Zweck aber zu erreichen, kann man entweder von den Theilen auf das Ganze, d. h. durch Erziehung, oder von dem Ganzen auf die Theile gehen. Es iſt aber bei der Erziehung nicht genug, daß man verhüte, daß ſich das Böſe bei den Kindern einſchleiche, ſondern man muß auch dafür ſorgen, daß man auch das Böſe in ihnen unterdrücke. Die Gewalt, die der Staat ausübt, nöthigt den Menſchen zu einer Lebensart, zu der er gar keinen Hang hat. Es iſt aber nicht denkbar, daß jetzt der große Zweck der Natur durch Erziehung werde erreicht werden, da Eltern und Fürſten zu derſelben nichts beitragen wollen.

Es müßte alſo der letztere Fall eher ausführbar ſeyn, nämlich vom Ganzen zu den Theilen, wenn nämlich alle Staaten in einen Bund treten, die Kriege aufhören und die auf dieſelben verwandten Koſten zur Erziehung angewandt werden könnten. Dieſer Völkerbund und der daraus entſtehende ewige Friede wird zwar nur für Träumerei der Philoſophen ausgegeben, es gereicht aber den Oberhäuptern der Staaten zur Schande, daß er bis jetzt noch nicht ausführbar geweſen iſt. Allein iſt er einmal entſtanden, ſo wird nichts im Stande ſeyn, ihn zu zerſtören; denn nur das Gute kann ſich immer erhalten. Daß er aber noch nicht zu Stan-

de gekommen iſt, daran iſt die Verſchiedenheit der Religionen Schuld. Das größte Unglück für die Menſchheit würde eine allgemeine Monarchie ſeyn; denn da würde der Monarch keine Ehrbegierde haben und er würde ſich vor keinem andern Monarchen ſchämen dürfen.

In jedem Staate muß ein Staatsoberhaupt ſeyn; dieſes kann nun betrachtet werden als Souverain oder als Regent. Nach der Natur der Sache kann nur das Volk Geſetze geben; denn was das ganze Volk beſchließt, iſt gewiß immer Recht, weil es ſein eigener Wille und alſo allgemein geſetzlich iſt. Nun kann aber nur derjenige Geſetzgeber ſeyn, welcher im Stande iſt, gerechte Geſetze zu geben. Daher kann die Souverainität nur beim Volke, die Regierung aber bei einem Andern ſeyn.

Die Souverainität kann man auch die Oberherrſchaft nennen, welche entweder deſpotiſch oder patriotiſch iſt. Patriotiſch nennt man eine Regierung, wo das Staatsoberhaupt den Staat nicht als ſein Gut, ſondern als ſein Vaterland regiert, d. h. eine Regierung, welche für den Staat als ein Ganzes ſorgt, deſſen Beſtes nicht nur während der Lebenszeit des Regenten, ſondern immer fortdauern ſoll. Eine Staatsverfaſſung iſt deſpotiſch, wenn das Oberhaupt alle Gewalt in Händen hat.

Der Geſichtspunkt, aus welchem beſonders Fürſten die Staaten betrachten ſollten, muß nicht bloß patriotiſch, ſondern auch kosmopolitiſch, d. h. auf das allgemeine Beſte gerichtet ſeyn. Die Bürger eines Staats können und dürfen keine kosmopolitiſchen Abſichten haben, mit Ausnahme der Gelehrten, welche der Welt mit Büchern nützen können und der Fürſten, aber die Letztern ſind ſo vernachläſſigt worden, daß es bisher noch keinen Monarchen gegeben hat, welcher etwas gethan

hätte, wobei er das ganze Weltbeſte zur Abſicht gehabt hätte.

Um nun die Ehrbegierde der Fürſten anzureitzen, ſolchen erhabenen Zwecken nachzuſtreben und für das Wohl des ganzen Menſchengeſchlechtes zu arbeiten, würde eine Geſchichte, die bloß aus kosmopolitiſchen Anſichten geſchrieben würde, von erheblichem Nutzen ſeyn. Eine ſolche Geſchichte müßte bloß das Weltbeſte zu ihrem Standpunkte nehmen und nur die Handlungen des Andenkens der Nachkommen würdig herausheben, welche die Wohlfahrt des ganzen menſchlichen Geſchlechts beträfen.

Druckfehler.

S. 10 Z. 9 der l. die
= 16 = 2 Behalten l. Behaltene
= 16 = 9 v. u. ſie l. die Romane.

Literariſcher Anzeiger.

So eben ſind erſchienen:

1) Kant's, Imanuel, Anweiſung zur Menſchen- und Weltkenntniß. Nach deſſen Vorleſungen im Winterhalbjahre von 1790 — 1791, herausgegeben v. F. Ch. Starke, gr. 8. (Pr. 18 Gr.)

2) Wolf's, F. A., Encyclopädie der Philologie. Nach deſſen Vorleſungen im Winterhalbjahre von 1798 — 1799, herausgegeben von S. M. Stockmann. gr. 8. (Pr. 1 Thlr. 12 Gr.)

3) Der Staatswahrſager auf 1831 oder der Vorherverkündiger glücklicher und unglücklicher Ereigniſſe in dieſem Jahre. Herausgegeben von Elias d. J., 2ter Jahrg. (Auch unter dem Titel: Der prophetiſche Almanach auf 1831. 9ter Jahrg.) (br. 4 Gr.)

4) Jul. Frey, der politiſche Zuſtand Europens zu Ende des Jahres 1830; oder wo ſind wir? Was wollen wir und was wird geſchehen? br.

5) Dr. Spieß, die Kunſt zu eſſen und zu trinken oder Anweiſung, wie man beim Eſſen und Trinken zu verfahren hat, um ein geſundes, langes und kräftiges Leben zu erhalten. (br. 12 Gr.)

6) Bemerkungen über die Wichtigkeit, die Pflicht und die Vortheile des Frühaufſtehens in Bezug auf Geſundheit, Geſchäfte und Gottesfurcht. Nach der dritten Ausgabe des Engliſchen bearbeitet, verbeſſert und vermehrt von Dr. Bergk. (Auch als 2tes Bändchen von Bucklands Briefen über die Vortheile des Frühaufſtehens.) (br, 9 Gr.)

7) Betrachtungen über den Frieden zu Adrianopel (abgeſchl. den 14. Sept. 1829). Nebſt einer Schilderung des gegenwärtigen politiſchen Zuſtandes von Europa, vorzüglich in Bezug auf Rußland, die Türkei und Griechenland. Von einem diplomatiſchen Agenten. (br. 16 Gr.)

8) Der gegenwärtig regierende Sultan der Türkei, Mahmud II. und ſeine Umgebung. Ein biographiſches Charaktergemälde. Nebſt einigen Betrachtungen über den jetzigen Krieg. (br. 8 Gr.)

9) Die Kunſt, Brod und andere Gebäcke zu backen, oder Anweiſung, wie man gutes, geſundes und wohlſchmeckendes Brod u. ſ. w. bäckt. Ein unentbehrliches Handbuch für Bäcker, Oekonomen, Hausmütter, Wirthſchafterinnen, Polizeibeamte, Staatswirthſchaftskundige und überhaupt für jeden, der ſich von dem Backen des Brodes und ſeiner Güte unterrichten will. Von G. S. Wahl. (br. 9 Gr.)

10) Der gegenwärtige Krieg Rußlands gegen die Türkei, oder was will man und was gilt es? Mit Betrachtungen über das politiſche Gleichgewicht in Europa, über eine Verbindung europäiſcher Mächte mit den Türken, über den Handel mit der Türkei, über Griechenlands Freiheit und Aegyptens Unabhängigkeit u. ſ. w. Von einem diplomatiſchen Agenten aus der alten Schule. (br. 12 Gr.)

11) Briefe über die Wichtigkeit, die Pflicht und die Vortheile des Frühaufſtehens an Familienhäupter, Geſchäftsmänner, Liebhaber der Natur, Studirende und Chriſten. Nach der fünften Auflage der engliſchen Urſchrift des A. C. Buckland, zum zweitenmale überſetzt und viel vermehrt von Dr. Bergk. (br. 9 Gr.)

12) Dr. Bergk, guter Rath eines Vaters an ſeine Kinder. Eine Mitgabe durchs Leben. (br. 12 Gr.)

Früher ſind erſchienen:

13) Dr. Heinichen, das Bücherleſen oder Anweiſung, wie man Bücher leſen, welche Bücher man leſen und welche Zwecke man dadurch zu erreichen ſtreben muß. Mit Betrachtungen über Bücher, Schriftſteller und Literatur. 1828. (br. 12 Gr.)

14) Spieß (J. M.), der unfehlbare Wetterprophet, oder Anweiſung, wie man die zukünftige Witterung erfahren kann. Ein unentbehrliches Handbuch für Bürger und Landleute, für Oekonomen, für Fabrikanten, für Reiſende, und überhaupt für jeden, welcher die Witterung im voraus zu wiſſen wünſcht. 1828. (br. 9 Gr.)

15) Was hat der Staat und was hat die Kirche für Zwecke und in welchem Verhältniſſe ſtehen beide zu einander? Beantwortet von Julius Frey. 1827. (br. 9 Gr.)

16) Dr. Heinichen, die Kunſt, ſich in unſren Tagen durch die Welt zu helfen, oder Anweiſung, wie man durch Kenntniſſe, Fleiß, Sparſamkeit, Ordnung, Muth, Beharrlichkeit und Gottvertrauen zu Glück und Ehren kommen kann. (br. 9 Gr.)

17) Franklin's goldenes Schatzkäſtlein, oder Anweiſung, wie man thätig, verſtändig, beliebt, wohlhabend, tugendhaft und glücklich werden kann. Ein unentbehrlicher Rathgeber für Jung und Alt in allen Verhältniſſen des Lebens. 1827. (br. 9 Gr.)

18) Die Staatsärzte, oder was iſt zu thun, um beſſere Zeiten herbeizuführen? 1828. (br. 6 Gr.)

19) Dr. Heinichen, die natürliche Religion, dargeſtellt von ... Nebſt einem Anhange über Rationalismus und Supernaturalismus u. ſ. w. Für alle, welchen die Wahrheit, das Recht und die Tugend lieb und werth und Gott und die Menſchheit theuer ſind. 1825. (br. 18 Gr.)

20) Dr. Heinichen, die Kunſt, zu denken, zu ſprechen und zu ſchreiben. 1825. (br. 12 Gr.)

21) Dr. Heinichen, werden wir uns nach dieſem Leben wieder ſehen? 1826. (br. 6 Gr.)

22) Frey, Jul., Warum nennen wir uns Proteſtanten? Mit Bemerkungen über den Uebertritt von einer chriſtlichen Kirche zur andern, und dem vollſtändigen Schreiben Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's III. an die regierende Herzogin v. Cöthen. 3te verb. und verm. Aufl. Mit einer Erklärung des Herzogs v. Cöthen. 1826. (br. 6 Gr.)

23) Frey, Jul., Nachtrag z. d. Schrift: warum nennen wir uns Proteſtanten? Nebſt Fr. H. Jacobi's drei höchſt merkwürdigen Briefen, ſo wie Einem von Lavater über den Uebertritt des Grafen Fr. L. v. Stolberg zur römiſch-katholiſchen Kirche und einer Cabinetsordre des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's III. 1826. (br. 6 Gr.)

24) Der Buchhändler, oder Anweiſung, wie man durch den Buchhandel zu Anſehen und Vermögen gelangen kann. 1825. (br. 8 Gr.)

25) Zur Huldigung Sr. Maj. des Königs von Sachſen, Anton's I. Von einem Sachſen. 1827. (br. 4 Gr.)

26) Die Theilung des Herzogthums Sachſen-Gotha-Altenburg, in rechtlicher und politiſcher Hinſicht betrachtet von Ernſt Juſtus Wahrlieb. 1825. (br. 4 Gr.)

27) Des Kaiſers Napoleons politiſches Teſtament. Nebſt einem Verzeichniſſe der Vermächtniſſe, welche er hinterlaſſen hat. 2te verm. Auflage. Mit dem politiſchen Teſtamente Peters des Großen, Kaiſers von Rußland. A. d. Franz. 1824. (br. 4 Gr.)

28) Europäiſche Regententafel. 1824. (br. 3 Gr.)

29) Der prophetiſche Almanach auf das Jahr 1823 oder Nachrichten von den merkwürdigſten Begebenheiten und Ereigniſſen in der politiſchen, moraliſchen und phyſiſchen Welt in dieſem Jahre. Aus einer alten in der Stiftsbibliothek zu ... gefundenen Handſchrift. 1ſter bis 8ter Jahrgang. Von 1823 — 1830. (br. à 4 Gr.)

30) Napoleons Teſtament. Aus d. Franz. 2te mit erläuternden Anmerkungen verſehene und verbeſſerte vollſtänd. Aus-

gabe. Nebſt einem Verzeichniſſe der neuen Namen, welche die Großen des franzöſiſchen Reichs unter Napoleon erhalten haben. Ein Anhang zu Napoleons politiſchem Teſtamente. 1825. (br. 3. Gr.)

31) Dr. Heinichen, Taſchenbuch für Menſchenkenntniß und Menſchenbeſſerung. Auch zum Gebrauche für Stammbücher. Mit einer Abhandlung über Menſchenkenntniß. 1827. (br. 10 Gr.)

32) Die Kunſt, Krankheiten vorzubeugen. Nebſt Kant's Ideen über moraliſche Diätetik. 1824. (br. 8 Gr.)

33) Die Kunſt, reich zu werden. Nebſt Franklin's armem altem Richard. 1824. (br. 6 Gr.)

34) Die Fürſten Europa's und ihre Völker. Ein Charaktergemälde v. E. J. Wahrlieb. 1823. (br. 9 Gr.)

35) Napoleons Selbſtgeſtändniſſe. Aus d. Franzöſiſchen. 1s Bdchn. Mit einem kurzen Abriſſe ſeiner Lebensgeſchichte nach den Jahren geordnet. (br. 8 Gr.) 2tes Bdchn. Nebſt Napoleons Anrede an die katholiſche Geiſtlichkeit in Breda. 1823. (br. 8 Gr.)

26) Napoleons-Calender, oder Nachrichten aus des Kaiſers Napoleons Leben auf jeden Tag im Jahre. 2te verbeſſerte und ſtark vermehrte Aufl. Herausgegeben von Dr. Heinichen. 1822. (br. 4 Gr.)

37) Dr. Heinichen, Blicke auf Europa, oder der Zuſtand dieſes Erdtheils in den Jahren 1804, 1811, 1813 und 1822 in politiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht. (br. 4 Gr.)

38) Sachſen-Calender, oder Nachrichten von den Ereigniſſen in Sachſen vom Jahre 1806 — 1823 auf jeden Tag im Jahre. Herausgegeben von Dr. Heinichen. (br. 4 Gr.)

39) Der europäiſche Aufſeher. Herausgegeben von Dr. Bergk und Dr. Heinichen, von 1814 — 1824; jeder Jahrgang koſtet 6 Thaler und zu herabgeſetztem Preiſe 1 Thlr.

In einiger Zeit erſcheinen:

1) Dr. Bergk, die wahre Religion. Zur Beherzigung für Rationaliſten und zur Radicalcur für Supernaturaliſten, Myſtiker u. ſ. w.

2) Bergk, Abhandlungen aus dem philoſophiſchen peinlichen Rechte z. B. über das Geſchworengericht, die Todesſtrafe u. ſ. w.

3) Kant's philoſophiſche Anthropologie. Nach zwei Handſchriften.

4) Dr. Spieß, der große Winter von 1829 auf 1830 oder ausführliche Beſchreibung der merkwürdigen Ereigniſſe dieſes Winters.

5) Merkwürdige Anekdoten von Hunden. Von dem Capit. Thomas Brown. Aus d. Engl.

Leipzig, den 30. Oct. 1830.

Die Expedition des europäiſchen Aufſehers.

Ferd. Schneider
Buchbinder
BAMBERG.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kant, Immanuel,

Anweisung zur Menschen- und Weltkenntniß

Quedlinburg u.a. 1838

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.660
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11760848-1